

Lodzer Zeitung

Mit den amtlichen Bekanntmachungen der deutschen Militär- und Zivilbehörden

Die Lodzer Zeitung erscheint täglich als Morgenszeitung. Monatlicher Bezugspreis in Lodz Rm. 2.50, frei Haus, bei Abholung in der Geschäftsstelle Rm. 2.—, bei Streifhandwegen Rm. 2.50 zusätzlich Porto. Bei Nichtlieferung durch höhere Gewalt besteht kein Anspruch auf Nachholung. — Anschrift: Lodz, Petrikauer Str. 86. — Fernsprecher: Verlag 106-86, Schriftleitung 148-12. Verbandsbindung: Deutsche Genossenschaftsbank AG., Lodz. Einzelanpreis: 10 Rpf. für die 12wochenlange 22 mm breite Willmetersche. Ermäßigter Grundpreis für Familienanzeigen für Kleinanzeigen Vorbereitung: Anzeigenpreis 16 Rpf. für die Montagausgabe am Sonnabend 18 Rpf. 3. 3. ist Anzeigenpreis Nr. 1 gültig

Englands letzte Verzweiflungstat

Reichsminister Dr. Goebbels spricht zu Arbeitern und Soldaten in Berlin

Berlin, 13. November

Am Sonnabend abend sprach Reichsminister Dr. Goebbels vor Arbeitern und Soldaten. Er legte dabei u. a. die Gründe dar, weshalb die britische Regierung Deutschland die jetzige Auseinandersetzung aufzuzwingen habe:

„Wir Nationalsozialisten hatten die Absicht, ein soziales Deutschland aufzubauen, ein Deutschland der Volksgemeinschaft. Es sollten in diesem Deutschland alle Deutschen eine feste Heimat finden. Es war aber klar, daß, wenn 90 Millionen Deutsche unter einer einheitlichen Führung ausgerichtet in einer einheitlichen politischen Weltanschauung, zu einem Machtblock zusammengefaßt waren, ihre politische Existenz allein schon von gewissen Staaten als Bedrohung angesehen werden würde, die sich daran gewöhnt hatten, Mitteleuropa als ihre Kolonie zu betrachten.“

Das Reich ist gerüstet

Dr. Goebbels erinnerte an die inneren Gegensätze im deutschen Volke in früheren Zeiten und nach dem Weltkrieg, wo es hieß: „Sie Bürgertum“, „Sie Proletariat“, und fuhr fort: „Es ist nun das einmalige historische Verdienst des Führers und die erste große geschichtliche Tat seiner Bewegung, diese Fragestellung endgültig beseitigt zu haben. Es ist auch klar, daß damit ein ungeheurer Machtzuwachs für die deutsche Nation verbunden war und daß sie nun allein schon dadurch, daß sie da war, in den Augen der demokratischen Weltmächte eine Bedrohung darstellte. Der Führer hat die Reaktion der Gegner auf diese Tatsache vorausgesehen und uns deshalb auch nach allen Richtungen hin darauf vorbereitet. Er hat — nachdem sein Angebot auf eine gleichmäßige Abrüstung oder wenigstens Rüstungsbeschränkung abgelehnt war — eine Wehrmacht aufgebaut, die dem deutschen Volk gegen jeden Angriff seiner Gegner den nötigen Schutz verleihen sollte. Unsere Feinde wollten uns von Anfang an vernichten, aber sie haben ihre Maßnahmen immer zu spät getroffen, wie ja überhaupt die Geschichte des Nationalsozialismus zugleich auch die Geschichte der vernichteten Gelegenheiten seiner Gegner ist.“ Der Minister faßte diese Gedankengänge in die Feststellung zusammen:

„Inzwischen hat der Führer eine starke Wehrmacht aufgebaut, hat das Volk innerlich zusammengefaßt und es politisch und weltanschaulich erzogen; wir haben uns durch den Vierjahresplan die für die Kriegsführung auch bei der schärfsten Blockade notwendigen Rohstoffe im Innern des Landes beschafft und hergestellt. Das Reich ist gerüstet, um jedem Angriff wirksam zu begegnen.“

„Die britischen Kriegsheken sagen heute“, so führte er weiter aus, „der von ihnen angezettelte Krieg würde aus moralischen Gründen geführt. Selbstverständlich ist die Moral dabei für sie der untergeordneteste Faktor. Die ganze englische Kolonialgeschichte ist ja nur eine einzige Kette von Amoralität. Es ist dieselbe Amoralität, die im Jahre 1939 dazu führte, daß die britische Regierung sich gegen die endgültige Befreiung des deutschen Volkes und damit gegen die restlose Wiederherstellung unserer deutschen Souveränität zu stellen entschlossen hat. Es ist selbstverständlich, daß sich der Führer gegen diese Angriffe so vorbereitet hat,

daß an unserem Sieg nicht gezweifelt werden kann. Wir haben nichts zu befürchten. Auch die englische Blockadendrohung kann uns nicht mehr imponieren. Während wir im Weltkrieg von einem Ring von feindlichen Staaten umgeben waren, sind wir heute von einem Kreis von neutralen Staaten umgeben, mit denen wir lebhaften Handel treiben. So kommt es, daß wir heute in Deutschland beispielsweise mehr Butter je Kopf zu verteilen in der Lage sind als die Engländer in ihrem reichen Lande tun können. D. h.: der Blockade ist in mancher Beziehung schon zum Blockierenden geworden! Wirtschaftlich Deutschland auszuhungern und zu erdrücken, ist vollkommen unmöglich. Militärisch ist das eben so ausgeschlossen, denn militärisch ist die Lage für uns ungleich viel besser als im Weltkrieg.“

„Es blieb also für unsere Gegner gar kein anderer Ausweg mehr“, fuhr Dr. Goebbels fort, „als einen letzten, verzweifelten Versuch zu machen, die Kraft des deutschen Volkes wieder nach dem alten Rezept, das sich jahrhundertlang an Deutschland bewährte, zu zerbrechen, nämlich das deutsche Volk im Innern zu spalten. Es ist ein alter Trick der englischen Politik“, erklärte er, „ein Volk von seiner Führung zu trennen, es mit Phrasen zu betören, die Führung endgültig zu beseitigen und damit das Volk führerlos, massenlos und wehrlos der Willkür der englisch-imperialistischen Politik auszuliefern. Das meinte auch Herr Chamberlain, als er in seiner ersten Rede nach Kriegsausbruch sagte: „Ich wünsche den Tag noch zu erleben, an dem Hitler vernichtet ist!“ Der Sturm der Entrüstung, der auf diese Worte in Deutschland folgte, zeigt, wie verachtungsvoll deutsche Arbeiter und Soldaten über diese Gesinnung des englischen Premierministers denken, und wie sie darauf zu handeln entschlossen sind.“

Aussichtslose Versuche der Briten

Nachdem Dr. Goebbels dargelegt hatte, daß die Gegner Deutschlands mit ihren überalterten Methoden keinen Erfolg beim deutschen Volk haben, kam er auf den letzten verzweifelten Versuch der englischen Kriegsheken zu sprechen, den Führer vom deutschen Volk zu trennen. Denn das sei der Sinn des Attentats vom 8. November im Bürgerbräukeller in München. „Dieses infame Verbrechen“, so rief Dr. Goebbels aus, „ist Deutschlands Feinden nicht gelungen, und es kann ihnen auch nicht gelingen! Denn unser Instinkt sagt uns, daß es keine Gerechtigkeit mehr in der Welt gäbe, daß die Weltgeschichte ihren Sinn verloren hätte, wenn wir Deutschen, die wir uns nun sieben Jahre lang ehrlieh angestrengt haben, Deutschland wieder frei und groß zu machen, durch die Sprengbombe einer Verbrecherklique an der Erreichung dieses Zieles gehindert werden könnten. Das ist nicht möglich. Welches Wunder auch jedem geplanten Verbrechen der Gegenseite entgegentreten mag: der Führer wird diesen Krieg mit seinem Volke siegreich bestehen.“

Dr. Goebbels schloß seine oft von stürmischem Beifall unterbrochenen Ausführungen mit einem Appell an seine Zuhörer: „Es ist die Aufgabe jedes Deutschen, für diesen Krieg mit Einsatz aller seiner Kräfte einzustehen. Ist dieser Krieg, den England wollte, gewonnen — und wir wissen, daß er gewonnen wird — dann bedeutet das die endgültige Befreiung unseres Volkes und die Sicherung unseres nationalen Lebens für alle Zeiten.“

Der Geschosse durchschlag ein Haus am Marktplatz, ohne jedoch zu explodieren. Ein zweites Geschos durchschlag ebenfalls ein Haus in senkrechter Richtung und wurde im Keller wiedergefunden. Die beiden anderen Geschosse gingen in Gärten nieder.

„Wir brauchen keinen Kriegsgrund!“

Ein bezeichnender Wutausbruch

J. b. Genf, 13. November

Die Suche nach einem überzeugenden Kriegsgrund wird in der französischen Öffentlichkeit immer eifriger durchgeführt. Offenbar konnten alle Ausflüchte der amtlichen Stellen die Bevölkerungsmassen bisher in diesem Punkte nicht beruhigen. Wie ärger sucht nun der Kriegsheke de Kerrills in der „Epoque“ die beginnende Verunsicherung durch folgende Sätze abzuweifen: „Wozu brauchen wir überhaupt einen Kriegsgrund? Sind wir verpflichtet, Hitler darüber Auskunft zu geben. Wir machen den Krieg jetzt, damit muß sich Hitler abfinden.“

Frankreichs innere Fronten

Der sowjetrussische Regierungschef Molotow hat den Westmächten einige heiße Wahrheiten gesagt, die ihre Wirkung in Paris nicht verfehlen konnten. Zumal dort nicht, wo sich das Gewissen Frankreichs — wenn auch in ausgeklügelter Tarnung — noch zu regen magt. Die Waller „National-Zeitung“ trifft in ihren Trostsprüchen an die Westmächte unwillkürlich das Richtige, wenn sie meint: „Wie der Spruch der delphischen Pythia wird auch die Rede Molotows erst aus dem Verlauf der weiteren Ereignisse ihren endgültigen Sinn gewinnen.“ Die Entlarvung der Westmächte als Angreifer muß auf das bisher schon reichlich schlechte Gewissen Frankreichs wirken wie ein unsichtbares Gift, unheimlich und zunehmend lähmend. Für den praktischen Sinn der Franzosen ist die unwiderlebbare Feststellung Molotows, daß der angebliche „Kampf für die Demokratie“ nur ein verlogenes Mäntelchen für imperialistische Kriegsziele ist, von noch aktuellerer Bedeutung.

Denn Molotows Beispiele dafür, wie gerade die Londoner und die Pariser Regierung durch ihre Maßnahmen die Demokratie zu vernichten trachten, werden heute von den unzensurierten Gedanken der Franzosen beliebiger vermehrt. Was man gemeinhin als „Demokratie“ bezeichnet, ist dem Franzosen Herzenssache, die im Grunde die gleichen Inhalte birgt, wie seine Vorstellung vom Begriff der Nation. Schon vor der Rede Molotows stand es für das Bewußtsein der breiten Massen Frankreichs fest, daß das herrschende Diktaturregime die dem Franzosen heiligen Ideale systematisch vernichtet. Nicht umsonst ist der Kampf an der innerfranzösischen Front für die Regierung Daladier so unverhältnismäßig schwer. Man muß sogar feststellen, daß an der inneren Front die Regierung zum defensiven Rückzug gezwungen ist, wenn sie auch aus Selbsterhaltungstrieb Position um Position in erbittertem Ringen zu halten versucht.

Vielleicht würde die innere Lage Frankreichs nicht in die jetzt kritische Phase getreten sein, wenn die Regierung seit der Mobilmachung nicht so gründlich versagt hätte. Gewiß sieht auch der Franzose ein, daß die Umstellung auf den Kriegszustand manche unerlässliche Unbequemlichkeit mit sich bringen muß. Aber er weigert sich zu begreifen, warum es im Krieg — zumal bei derartig unverrückbaren Fronten — keine Verkehrsmaßnahmen mehr geben soll. Er begreift nicht, warum nach mehr als acht ereignislosen Kriegswochen der Telefonbetrieb, der für die Aufrechterhaltung des Wirtschaftslebens unentbehrlich ist, nicht wiederhergestellt wird. Er will nicht einsehen, warum die französische Post im Krieg nicht funktionieren soll. Die Angehörigen der Soldaten verstehen nicht, warum ihnen die unentbehrlichen Unterkünfte nicht ausbezahlt werden. Die Bauern und Industriellen wollen nicht verstehen, warum ihre Erzeugnisse, die von der Militärverwaltung laufend requiriert werden, nicht bezahlt werden. Die breiten Bevölkerungsmassen begreifen nicht, warum die wichtigsten Lebensmittel nicht mehr zu haben sind, obwohl die amtliche Propaganda tagtäglich verkündet, daß Frankreich als „reichstes“ Land niemals Mangel leiden werde.

Es mag sein, daß es den Behörden gelingt, solche einschneidenden Erscheinungen als „überwindbare“ Krisenerscheinungen hinzustellen. Was der Franzose aber am schwersten empfindet, ist die Tatsache, daß er gezwungen wird, diesem unausweichlichen Verjairen der Regierung gegenüber zu schweigen. Nichts festigt den Oppositionswillen der französischen Bevölkerungsmassen mehr als das eiserne Diktat der Pensur. Denn sie verstößt gegen den unausrottbaren Instinkt der französischen Natur, die eine Not nur dadurch überwinden zu können glaubt, daß darüber ausgiebig diskutiert wird. Da dies unmöglich gemacht wird, organisiert sich nun die innerfranzösische Front zu einem Angriff, der die Bedeutung der nach schweizer Urteil „delphischen“ Worte Molotows demnächst noch etwas deutlicher zeigen wird. In Frankreich hat man nicht vergessen, daß der heute so hilflose Diktator Daladier monatelang die Sowjetunion als hochbegehrte Mitspreiter in dem Kampfe „für Gerechtigkeit und Demokratie“ gekennzeichnet hatte.

Wichtiger jedoch als das, was das französische Volk beunruhigt oder unbewußt empfindet, sind die Aktionen jener Politiker, die auf Grund ihres Amtes, ihrer Stellung oder ihrer Autorität auch im heute verfallenen Frankreich eine führende Rolle in der inneren Front spielen können. Hier sind an erster Stelle die Parlamentarier zu nennen, denen es durch ihre unablässige und rückhaltlose Aufdeckung der katastrophalen Zustände gelungen ist, den Diktator zur Einberufung der beiden Kammern für Ende November zu zwingen. Gewiß müssen auch sie ihre Demonstration des Gewissens Frankreichs so dosieren, daß der Landesverteidigungsminister Daladier keine Handhabe findet, um mit ihnen den letzten Rest der Scheindemokratie hinwegzusagen. Durch das Beispiel der

Der Heeresbericht

Französische Angriffe abgeschlagen

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Mehrere Versuche der Franzosen, in den letzten Tagen eine von unseren Gesichtsvorposten besetzte Höhe elf Kilometer südwestlich Birmanens mit Unterstützung durch Tiefflieger und starke Artillerie zu nehmen, sind gescheitert. Die Höhe und eine Anzahl von Gefangenen blieben in unserer Hand.

Französische Neutralitätsverletzung

Flak schießt auf belgisches Gebiet

Brüssel, 13. November

Wie aus Ostende gemeldet wird, sind im Verlaufe der Tätigkeit der französischen Flak in Düntikden vier Geschosse von 7,5-Zentimeter-Kaliber in La Panne auf belgischem Boden niedergegangen. Eines die

eingekerkerten oder erschossenen Volksvertreter der...
sonstwie vorlauten Abgeordneten und Senatoren sind die „demokratischen“ Spielregeln im heutigen Frankreich festgelegt worden.

Deshalb sieht die innerpolitische Front Frankreichs in ihrem Kampf gegen die Sinnlosigkeit der Kriegspolitik mit größeren Erwartungen noch jenen Erscheinungen entgegen, die als „Organisation des Friedens von unten“ bezeichnet werden. Selbstverständlich wird von amtlicher Seite jede Nachricht über den passiven Widerstand sorgfältig unterdrückt. Aber was hier im Gange ist, spiegelt sich doch sehr deutlich wider in den Kämpfen, die innerhalb der französischen Gewerkschaften ausgebrochen sind. Wenn schon die Polizei in diesem Organisationsleben entscheidend eingreift und beispielsweise allein in Paris 82 Gewerkschaftssyndikate von der Arbeitsbörse gewaltsam ausschließen mußte, weil offen gegen die Kriegspolitik revoltiert wurde, so ist damit ein zuverlässiges Stimmungsbild gegeben. Zugleich aber hat sich in die innerfranzösische Opposition eine Schaar von anerkannten Fachleuten eingeschleiert, die ohne gefühlsmäßige Argumente einfach aus fachmännischer Verantwortung gegen die Katastrophenvollpolitik der Regierung auftreten. Hier ist vor allem der frühere Finanzminister Régnier zu nennen, dessen Autorität so groß ist, daß man ihn nicht einzusperrern wagt und seinen Protest nur teilweise zensuriert. Senator Régnier hat den Beweis vorgelegt, daß die Regierung durch ihre Politik den Bankrott Frankreichs unvermeidlich gemacht hat. Den furchtbarsten Fehler Daladiers erkennt Régnier darin, daß alle Regierungsmaßnahmen auf einen kurzen Krieg eingestellt wurden, während man einen langen Krieg führen wollte. Es wird der französischen Regierung schwer fallen, Männer wie Régnier und andere, die mit wissenschaftlicher Sachlichkeit den Wahnsinn der Fortsetzung des Krieges beweisen, einfach als „Defaitisten“ abzuschütteln. Ganz abgesehen davon, daß die allgemeine „Wirtschaftsparalyse“, verbunden mit einer ins Ungemeine wachsenden Arbeitslosigkeit und recht bedenklichen Ernährungs-schwierigkeiten, an der innerfranzösischen Front eine sehr realistische Sprache sprechen. J. B.

Frankreich verarmt

Die Folgen der Kriegsfiananzierung

J. B. Genf, 13. November

Angesichts der Möglichkeit, Waffen in Amerika zu kaufen, ist die Finanzierung des Krieges in Frankreich zum Hauptthema geworden. Während die Nachleute die vollständige Verarmung Frankreichs voraussehen, weil Barzahlungen die Mittel Frankreichs mehr als zu erschöpfen drohen, wird von politischer Seite die Meinung verbreitet, Amerika müsse nun auch Kredite gewähren, falls England nicht hinreichende Mittel flüssig machen könne. Vorherrschend ist die Ansicht, daß Frankreich sich nach Möglichkeit um amerikanischen Geschäft fernhalten müsse. Trotzdem hat General Mollet, der Präsident des Nationalkomitees für Rüstungsbaus, an die Bevölkerung Frankreichs einen Appell gerichtet, in dem zum Erwerb der Rüstungsbaus unter Berufung auf das Beispiel der englischen 150-Millionen-Fund-Anleihe aufgefordert wird. Diese innere Anleihe wird ergänzt durch zusätzliche Besteuerung der nicht-mobilisierten Franzosen in Höhe von vier Prozent und neuerdings noch von weiteren 17 Prozent.

Es besteht jedoch Klarheit darüber, daß Frankreich durch innere Anleihen und Steuern die amerikanischen Lieferungen nicht bezahlen kann. Die Regierung setzt daher alle Hebel in Bewegung, um die Ausfuhr, die durch den Krieg völlig eingestellt ist, wieder anzukurbeln. Bis jetzt erwiesen sich jedoch die inneren Schwierigkeiten, die der Ausfuhrproduktion im Wege stehen, offenbar als unüberwindlich. Diese Aufstellung wird erneut bestätigt, durch den Bericht-erstatte der Finanzkommission des Senats, Garben, der erklärte, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Frankreichs seien „immens“ und könnten mit den gebräuchlichen Mitteln überhaupt nicht gelöst werden.

Jüdische Heher in Holland

Eingreifen der Regierung

Amsterdam, 13. November

Wie der Pressechef der holländischen Regierung mitteilte, erhielt eine Reihe von ausländischen Pressevertretern eine schriftliche Verwarnung. Hierin hieß es, sie hätten zu gewärtigen, daß ihre weitere journalistische Tätigkeit in Holland durch die Regierung unterbunden werden würde, falls sie weiter mit ihrer alarmierenden Presseberichterstattung fortfahren sollten.

Die „ausländischen“ Pressevertreter sind natürlich Juden oder — Briten. Deren „journalistische“ Tätigkeit ist aber nie und nirgends etwas anderes als Hehe und Lüge oder — wie es in der Meldung heißt — alarmierende Presseberichterstattung. Ihnen ihr schmutziges Handwerk ein für allemal zu legen, sollte allen friedliebenden Staaten eine selbstverständliche Verpflichtung sein.

Juden unerwünscht!

Belgien bereitet die Abschiebung vor

mü. Brüssel, 13. November

Eine kürzlich erfolgte Erfassung der in Belgien lebenden Ausländer hat ergeben, daß allein in Brüssel auf zehn Belgier ein „Ausländer“ kommt, deren es dort insgesamt über 10000 gibt. Ein großer Prozentsatz halte sich schon seit Jahren ohne Erlaubnis im Lande auf. Es handelt sich in erster Linie um Juden, die keinerlei geregeltes Einkommen nachweisen können und später abgeschoben werden.

Deutsche U-Boote im Atlantik

14000-Tonnen-Dampfer versenkt — Bestürzung im Hafen von Vigo

Amsterdam, 13. November

Aus Vigo wird berichtet, daß bei den zahlreichen in diesem spanischen Hafen liegenden englischen und französischen Schiffen, die unterwegs nach England oder Frankreich seien, große Bestürzung herrsche durch die Nachricht vom Auftauchen deutscher U-Boote in der Umgebung dieser Verkehrsstraße des Atlantik. Die Linie wird sehr scharf von der englischen und französischen Flotte bewacht.

Nach einem vorgestern abend aufgefangenen Funk-spruch soll der 14000 Tonnen große Dampfer „Ponzano“ versenkt worden sein. Ein japanischer Dampfer behauptet, ein deutsches U-Boot gesichtet zu haben. Kurz darauf habe er SOS-Rufe der „Ponzano“ aufgefangen, in denen mitgeteilt wurde, daß das Schiff versucht hatte,

einem deutschen U-Boot zu entkommen, jedoch gestellt und unter Feuer genommen wurde und nun im Sinken sei.

Zwei Bombenflugzeuge versunken

Aufregung im New Yorker Hafen

New York, 13. November

Ein Schiff, auf dem zwei amerikanische Bockhebe-Bombenflugzeuge untergebracht waren, die nach England verfrachtet und der „Royal Airforce“ übergeben werden sollten, ist heute gesunken. Das Fahrzeug war am Pier im Hafen von New York befestigt gewesen, während es auf die Ankunft des britischen Dampfers wartete, der die beiden Flugzeuge an Bord nehmen sollte.

Hore Belisha schuldet Gehälter

Kritik der „Times“ am jüdischen Kriegsminister

Berlin, 13. November

Daß ein Staat seine Soldaten und Offiziere und deren Angehörige während des Krieges ausreichend versorgt, ist von jeher eine Selbstverständlichkeit. Allerdings scheint sich diese Selbstverständlichkeit in England noch nicht ganz durchgesetzt zu haben, jedenfalls nicht im gegenwärtigen Kriege und unter dem Regime des Kriegsministers Hore Belisha. So unglaublich es klingt, so wird es doch von einer englischen Zeitung, nämlich der „Times“, bezeugt, daß englische Offiziere seit Kriegsbeginn noch kein Gehalt erhalten haben, ebensowenig wie, nach dem Bericht der „Times“, die Frauen und Mütter der Soldaten bisher eine Trennungsgeldzahlung erhalten.

In der „Times“ wird sogar von einem Fall berichtet, in dem ein Offizier Wertpapiere verlaufen mußte, um seine Kassenrechnung bezahlen zu können. Im Anschluß hieran stellt die „Times“ die Frage: „Wie ist es mit den Unglücklichen, die nicht über Privatmittel verfügen?“ Ferner wird berichtet, daß die Frau eines Soldaten, der am 2. September einberufen wurde, bis zum Ultimo Oktober noch keinerlei Unterstützung erhalten hatte, so daß sie bis zu dieser Zeit von ihren Erparnissen leben mußte. Hinzugefügt wird in der betreffenden Veröffentlichung, daß ein Beamter des englischen Kriegsministeriums zugegeben habe, daß es tatsächlich Offiziere gäbe, die noch kein Gehalt erhalten hätten.

Für den deutschen Ordnungssinn, der gerade beim deutschen Militär sprichwörtlich geworden ist, sind diese Zustände schlichterdinges unbegreiflich. Verständlich wird aber jetzt noch mehr — worüber wir gestern unter „Wir bemerken...“ schrieben — die Mitteilung vieler Tommies an Hore Belisha: „Ich bin ohne Nachricht von Euch...“

Parkplatz für Dektern...!

Korruption in der englischen Verwaltung

hw. Kopenhagen, 13. November

Mister White, Generalsekretär in einem der englischen Beamtenverbände, ergeht sich in der letzten Ausgabe des Verbandsorgans „Red Tape“ in folgenden schönen Feststellungen über die Zustände in der englischen Verwaltung von heute: „Die Verwaltung wird in

raschem Tempo ein Parkplatz für hochbezahlte, aber ahnungslose Leute, deren Hauptanspruch auf Berücksichtigung darin besteht, daß sie Freunde oder Verwandte in einflussreichen Stellungen haben. Viele Posten sind eigens geschaffen worden für Leute, die in die Verwaltung gekommen sind aus Geschäfts- und Handelswelt und die mit dem öffentlichen Interesse nicht viel im Sinne haben, die aber dafür Beziehungen zu einflussreichen Kreisen haben, wo man mächtig genug ist, um ihnen Posten zu verschaffen.“

Es wird dann auf Fälle angespielt, bei denen Aus-hilfsangestellte, nur weil sie Verwandte eines gegenwärtigen oder früheren Ministers oder namhaften Politikers sind, ohne Qualifikation und oft genug ohne hinreichende Gründe Posten und sehr rasch Beförderung erhalten. Auch Beziehungen zu Parlamentariern seien ausreichend. Diese Zustände seien, so heißt es, eine Gefahr für den guten Ruf und die Integrität der Verwaltung.

Nachdem kürzlich bereits die übrigen Beamten-gewerkschaften „Betternwirtschaft und Jobbertum“ in der jetzigen englischen Verwaltung angeprangert hatten, ist diese neue Klage recht beachtlich, zumal sie aus den Reihen eines betont klerikal eingestellten Verbandes stammt.

Geschäfte mit Wollwesten

Hore Belisha von den eigenen Leuten betrogen

hw. Kopenhagen, 13. November

Nach dem Mangel an Wintermänteln für englische Soldaten, wird jetzt ein Skandal bekannt, für den ebenfalls Hore Belisha verantwortlich zeichnet. Das englische Kriegsministerium wünschte, wohl nicht zuletzt wegen der fehlenden Mäntel, eine Viertel Million Wollwesten für die Armee zu kaufen. Entsprechende Aufforderungen wurden an den Handel gerichtet, aber es waren nur 60000 Wollwesten zu beschaffen. Darauf setzte der Munitionsmister Burgrin 120 Kontrolleure in Bewegung. Zahlreiche Firmen wurden kontrolliert, und binnen vier Tagen waren 200000 Westen beschlagnahmt, die vorher der Regierung nicht angeboten worden waren. Die (größtenteils jüdischen) Händler hatten abwarten wollen, ob sie bei einsetzender Kälte höhere Preise für die Vorräte erzielen könnten.

Glückwünsche Berliner Missionschefs

Genugtuung über die Rettung des Führers

Berlin, 13. November

Aus Anlaß des ruchlosen Münchener Attentats haben noch die hiesigen Missionschefs von folgenden Ländern ihre Anteilnahme für die Opfer und ihre Genugtuung über die Errettung des Führers zum Ausdruck gebracht: Afghanistan, Vereinigte Staaten von Amerika, Bolivien, Chile, China, Dominikanische Republik, Griechenland, Lettland, Luxemburg, Mandschukuo, Mexiko, Nicaragua, Peru, Schweiz, Uruguay.

Das Befinden der Verletzten

Die Besserung des Zustandes hält an

München, 13. November

Ueber den Zustand der 28 verwundeten Opfer des verbrecherischen Anschlages vom 8. November im Altkirchnerbräuereck erfährt das Deutsche Nachrichtenbüro:

Alle 28 Verletzten befinden sich in den Kliniken, doch ist bei keinem der Opfer eine Verschlechterung des Zustandes eingetreten. Ihr Zustand ist zufriedenstellend. Auch das Befinden der beiden am schwersten Verletzten bessert sich. Einige Leichtverletzte stehen vor ihrer Entlassung.

Kalte Dusche für Kriegsgewinnler

England fehlen die Devissen!

hw. Amsterdam, 13. November

Die amerikanischen Kriegsgewinnler erhalten von der anderen Seite des Ozeans die erste kalte Dusche. Während sich die amerikanische Profitgier bereits auf ein Tiefengeschäft vorbereitet, stellt nämlich ein Lon-

doner Blatt fest, daß England gar nicht die Dollars zur Verfügung habe, um Lieferungen in großem Stil zu finanzieren.

Bei der Aufhebung des Waffenembargos, so schreibt der „Sunday Express“, handele es sich nur um eine Geste, die den „auten Willen“ der Amerikaner unter Beweis stelle. Es helfe England nicht mehr viel auf seinem beschwerlichen Weg. Die amerikanische Flugzeugindustrie sei gering, und bei den meisten Typen handele es sich um Verkehrsflugzeuge, die für die Kriegführung ungeeignet seien. Es sei unwahrscheinlich, daß England diesmal ein großes Geschäft mit Amerika machen werde, bestimmt aber nicht in einem Umfang wie im letzten Kriege. Damals habe England in einem Jahre eine Million Tonnen Baumwolle, sechs Millionen Tonnen Weizen und 100000 Tonnen Tabak aus den Vereinigten Staaten bezogen und dafür 100 Millionen Pfund bezahlt. Jetzt sei die amerikanische Baumwollproduktion aber gering. England müsse diesmal seine Waren woanders kaufen, weil es nicht die erforderlichen Dollars zur Verfügung habe.

Kurzmeldungen

Die lettische Regierung ratifizierte den deutsch-lettischen Vertrag über die Rückwanderung der Volks-deutschen.

Nach einer Meldung des Londoner Rundfunks soll Gandhi die sofortige Wahl der Konstituierenden Versammlung Indiens verlangt haben.

In der Sprengstoffabteilung einer schottischen Fabrik der Imperial Chemical Industries wurden bei einer Explosion zwei Arbeiter getötet und mehrere verletzt.

Die Schluss-essence

Von Peter Jahnke

Trotz zähen Widerstandes der Lateinschriftfreunde hat die Rückkehr zur deutschen Schrift in den letzten Jahrzehnten in Deutschland einen erfreulichen Fortschritt gemacht.

Doch seit einigen Jahren ist eine neue Torheit im Gange, die über Danzig jetzt auch zu uns ausstrahlt. Schemenartig sich verbreitend, tritt auf einmal die Neigung auf, nur noch eine Form für den S-Laut anzuwenden, und zwar das der lateinischen Form am nächsten stehende Schluss-s.

Zu welcher Verzerrung des Schriftbildes diese Neigung führen würde, davon möge die nachfolgende, von einem russischen Seher herrührende Schriftprobe, die immerhin noch zahlreiche lange s enthält, eine Anschauung geben:

„Gestern d. 4.—17 August überschritt das Kaiserliche Russische Heer die Grenzen Preussens und mit dem Deutschen Heere kämpfend, steht es seinen Vormarsch fort.“

Der Wille des Kaisers aller Reussen ist die friedlichen Einwohner zu schonen.“

(Aus der ersten Bekanntmachung des russischen Oberbefehlshabers v. Rennenkampf nach Ueberwindung der deutschen Grenze, gesetzt offenbar von einem den Mannschaften dazu kommandierten russischen Seher.)

Ganz ähnlich sieht man manchmal z. B. „Kubessell“ a. a. im Straßenbilde.

Und nun ein Gegenstück zu dem vorstehenden russischen Aufruf aus jenen Jahren.

Verfügung

des Kommandeurs des Gardekorps Generalleutnants v. Löwenfeld über den Gebrauch der deutschen Schrift.

„Leider habe ich die Beobachtung machen müssen, daß die Gepflogenheit, anstatt der deutschen die lateinischen Schriftzeichen anzuwenden, auch im Korps zunimmt. Gegen den Gebrauch der lateinischen Schrift muß ich mich wenden und ersuche die Herren Kommandeure, mich darin zu unterstützen.“

An sich genügen die lateinischen Schriftzeichen für die deutsche Schrift nicht.

Massen	= Massen	oder Massen
Zentrumsturm	= Zentrum/sturm	„ Zentrum/sturm
Versendung	= Vers/endung	„ Vers/endung
Kreischen	= Krei/schen	„ Krei/schen
Neckarsulm	= Neckars/ulm	„ Neckar/ulm
Vereinsamt	= Verei/n/amt	„ Verei/n/amt
Ischias	= Is/schias	„ Is/schias
Waldsaw	= Wal/s/au	„ Wal/s/au
Wachstube	= Wach/stube	„ Wach/stube
Urlaubspässe	= Urlaub/späße	„ Urlaub/späße

Ich kann in der Ausschaltung der deutschen Schrift nur wieder ein betrübliches Aufgeben deutscher Eigenart sehen.

Wenn viele Kaufleute die deutsche Schrift abschütteln, so sehe ich darin keinen Antrieb für den Soldaten, dies nachzuahmen. Dem Soldaten liegt es ob, die Güter seines Volkes zu verteidigen. Die deutsche Schrift ist ein wertvolles Gut des deutschen Volkes.

gez. von Löwenfeld.

Run noch ein warnender Satz in Lateinschrift:

„In Massen (Massen oder Massen?) genossen ist der Branntwein nicht nur nicht schädlich, sondern ein durchaus bekömmliches Getränk.“

Eingangs sagte ich, daß die „Schluss-essence“ nun auch bei uns „grassiert“. In hiesigen Büros und Schaufenstern sieht man jetzt oft Aufschriften, die böse gegen die Rechtschreibung verstoßen, indem statt eines k zwei ss, oder statt eines j ein s verwendet wird („Türkische Konditorei“). Das ist natürlich ein Anflug, der schnellstens ein Ende finden muß.

Auf Deutsch heißt die Ueberschrift natürlich: Schluss-essence.

Wieder gemeinsamer Eintopf

Festliche Stunde im LDO.

Überall im Großdeutschen Reich waren die deutschen Volksgenossen gestern zum zweiten Male in diesem Winter beim Eintopfessen in großer Volksgemeinschaft besonders eng miteinander verbunden.

Und zum zweiten Male folgten sich gestern im Deutschen Gymnasium Schüler und Lehrer und die Gäste vom Vorstand des Schulvereins freudig ein in diese lückerlose Gemeinschaft. Die leuchtenden Farben der Hakenkreuzbanner schmückten das Haus und die festliche Aula, und dies Leuchten spiegelte sich wieder in den Augen der Augen die an den langen Tafeln zum gemeinsamen Eintopfessen Platz genommen hatte.

Als Vertreter des Schulvereins sprach Artur Thiele zu der großen Schar der in der Aula Versammelten, sprach von dem neuen Wandel der Dinge in nur drei Wochen, die genügt, um Lodz endgültig ins Großdeutsche Reich einzugliedern, und sprach von dem tiefen Sinne des Eintopfes, das alle Deutschen vereint und dafür sorgt, daß auch der arme deutsche Volksgenosse satt wird.

Trefflich mundete das kräftige Essen, von künftigen deutschen Hausfrauen freundlich gereicht. Und als die vielen Mäuler essend ihre Pflicht getan hatten, waren sie frei für viele schöne deutsche Lieder, frisch und fröhlich aus voller Kehle und tiefstem Herzen heraus gesungen. Zwischendurch war jeder gern bereit, auch durch seine Spende sein Verstehen für die große deutsche Gemeinschaft zu bekunden.

Das Siegesheil! auf den Führer und die Lieder der Nation am Schluß des Zusammenseins waren allen Anwesenden besondere Herzenssache.

Heldengedenken im Grünberger Wald

Nächtliche Feier auf einem deutschen Soldatenfriedhof

Am 8. November um 19 Uhr veranstaltete der Arbeitskreis Andrespól des Deutschen Volksverbandes gemeinsam mit der Garnison Galkowek auf dem Soldatenfriedhof im Grünberger Wald eine Feier zur Ehrung der für Deutschlands Freiheit Gefallenen des Weltkrieges und der im siegreichen Feldzug gegen Polen auf dem Balken Geblienen.

Es ist eine halbe Stunde vor Beginn der Feier. Finster ist der Wald, durch den wir gehen, schwarz ist der Himmel, nur einige wenige Sterne lugen aus den Wolken hervor. Unsere kleine Laterne beleuchtet gerade nur das Stückchen Erde, worauf unser Fuß tritt. Bald sehen wir in der Ferne vor uns zwischen den Bäumen einen Lichtschein. Menschen, die dasselbe Ziel haben wie wir, schließen sich uns an, andere überholen wir. Wir nähern uns einer Lichtung. Aus allen Richtungen nahen Lichter. Hier und dort taucht eins aus dem Wald auf. Links von uns kommt sogar ein regelrechter Fackelzug heran. Immer mehr solcher Fackelzüge nahen. Wald sind auch wir an der Lichtung angelangt. Ein schmaler Fußsteig führt einen Berg hinauf. Männer des Reichsarbeitsdienstes stehen Spalier. Ein brennender Holzstoß beleuchtet den Friedhof. Gegenüber dem Eingang hinter dem Großkreuz des Friedhofes und dem Gedenkstein ist ein großes Hakenkreuzbanner gespannt, das den ganzen Hintergrund ausfüllt. Davor das schwarze Nothanner des DVB, mit dem weißen Zeichen der Tat. An den beiden Längsseiten des Friedhofes haben die einzelnen Ortsgruppen des DVB und SS-Hundertschaften Aufstellung genommen. Es sind da vor allem die Ortsgruppen: Justynow, Wilhelmswald, Königshaus, Grünberg, Andrespól, Galkow, Jordanow und der Schulleiter mit den Kindern aus Justynow versammelt. Dann noch einzelne Deutsche aus der näheren und weiteren Umgebung.

Man hätte es nie für möglich gehalten, daß so viele deutsche Menschen aus zum Teil weit entlegenen Dörfern diesen nächtlichen Marsch antreten würden. Es sind schätzungsweise zweitausend Menschen, die den Friedhof füllen.

Kurz vor 19 Uhr marschieren je ein Zug der Wehrmacht und des Arbeitsdienstes vor den Bannern auf. Es herrscht tiefe Stille.

Lagerkommandant Oberleutnant Schuster ergreift

das Wort. Er richtet seine Rede an die toten Helden des Weltkrieges, die an dieser geheiligten Stätte unter Föhren und Tannen ruhen und nicht wissen, daß diese Erde, die sie mit ihrem Blut getränkt haben, heute wieder frei ist. Frei für ewige Zeiten. „Nach einer Uebergangszeit von 20 Jahren liegt Ihr wieder in deutscher Erde und aus der größten Schmach, die Deutschland seit dem 18. November 1918 erlebte, ist das mächtige, ge-einte große Reich entstanden.“

Der Redner gedenkt dankbar des Mannes, der, einst Befreier des Weltkrieges, heute Führer des deutschen Volkes, dieses größte Werk aller Zeiten vollbrachte.

Auch jener 16 gefallenen Helden gedenkt er, die am 9. November 1923 in München vor der Feldherrnhalle ihr Leben für die Wiederauferstehung Deutschlands ließen.

Nach dem Lied vom Guten Kameraden folgt minutenlang Stille, dann zerreißt eine dreimalige Ehrensalve die Stille der Nacht.

Der Kreisleiter des DVB, Va. Kahlmann, gedenkt nun der toten Helden des Weltkrieges und der Männer des 9. November, die für den Führer in den Tod gegangen sind als Blutzug der Bewegung.

Der Redner dankt den toten Helden des siegreichen Feldzuges in Polen, die durch den Einsatz ihres Lebens unsere Leidenszeit verkürzt haben und durch ihren schnellen Vormarsch unzähligen Volksdeutschen das Leben retteten.

Er gedenkt schließlich der Tausenden von Volksgenossen, die wehrlos um ihres Volkstums willen von den Polen ermordet wurden. „Unseren Gott aber, der uns den Führer gesendet hat, bitten wir in dieser Stunde“, schloß der Redner, „Ihn uns noch recht lange zu erhalten.“

Es folgt der Dank an den Führer und ein dreimaliges Siegesheil, das weit im Wald widerhallt. Die Lieder der Nation beschließen die Feier.

Erfüllt vom Glauben an Deutschlands Größe, ziehen die Volksgenossen, begleitet von der Wehrmacht und dem Arbeitsdienst, heim. Die wehrvolle Stunde der nächtlichen ersten Heldengedenkfeier auf dem Friedhofe im Grünberger Wald wird allen für immer in Erinnerung bleiben.

Chorkonzert mit Rudolf Wazke

Festliche Eröffnung der Konzertzeit 1939/40

Rudolf Wazke-Berlin, Bass
Lodzer Bach-Chor
Lodzer Männerchor
Musikalische Leitung: Adolf Baugé
Am Flügel: Ernst Günther Scherzer

Nach vielfähriger Pause durften die muskliebenden Lodzer wieder einmal Rudolf Wazke in ihrer Mitte begrüßen und sich an seiner großen Kunst erfreuen; dieser in unverändertem Glanz erstrahlenden, durch weiche Fülle des Tons, durch Umfang und Farbenreichtum hervorragenden Stimme lauschen. Eine überaus herzliche Begrüßung seitens des vollbesetzten Hauses wurde dem berühmten Gast zuteil, und jubelnder Beifall dankte ihm für das reiche, vielseitige Programm und für den wunderbaren, bei aller Ausdruckfülle durch seine Zurückhaltung gekennzeichneten Vortrag. Am Schluß der Vortragsfolge wollte denn auch des Beifalls kein Ende werden, und es mag der Wunsch aller Besucher gewesen sein, daß dieser herrlichen Feierstunde, die uns der Berliner Gast gestern nachmittag bereitet hat, in nicht allzu weit entfernter Zukunft eine weitere folgen möge.

Rudolf Wazke sang zuerst das gewaltige „Dank sei Dir, Herr, das ganze Land ist frei“ von Händel und „Dem Unendlichen“ von Schubert; er beschloß den ersten Teil des Konzerts mit vier Liedern von Hugo Wolf: Der Tambour, Kopplisches Lied, Der Freund und Heimweh, und gab noch ein fünftes zu: Wenias Gesang. Im zweiten Teil ließ er drei Balladen von Loewe folgen: Prinz Eugen, Heinrich der Vogler und Der Röß. Auch hier erbat sich das Haus eine Zugabe, und Rudolf Wazke verabschiedete sich mit der „Zueignung“ von Strauß. Herr Ernst Günther Scherzer war ein aufmerksamer und zurückhaltender, gleichzeitig aber auch den Gesang wirkungsvoll untermalender Begleiter am Flügel.

Mit aufrichtiger Freude begrüßten wir den wieder-erstandenen Lodzer Männerchor, der vor dem Breslauer Sängersfest 1927 gegründet worden war und

den Lodzer deutschen Männergesang in Schlesiens Hauptstadt würdig und erfolgreich vertrat. Nach dem Sängersfest war es still um den Chor geworden. Erst jetzt, unter neuen Verhältnissen, ist sein Wiederzukommen möglich gewesen, und erst jetzt hat dieser Chor recht eigentlich seine großen Zukunftsmöglichkeiten und seine großen Aufgaben bekommen. Der Lodzer Männerchor ist stärker und das Stimmennaterial noch besser geworden. Das, was wir gestern hörten, läßt die Zuversicht reifen, daß er unter Adolf Bauges strenger, zielbewusster Leitung sich in naher Zukunft den besten Männerchören des Altreichs wird an die Seite stellen können. Sowohl in dem gemütvollen „Ade zur guten Nacht“ (Satz von Rehdorfer), als auch in dem derb-ruhigen „Unser liebe Frau“ (Baugé), in dem Liede „Zeit kommt die Zeit“ (Hensel) oder in dem „Ich habe Lust“ (Rein) zeigte der Chor Furcht und Zusammenklang, reinen Tonansatz und prächtige Diktion.

Rehuliches gilt vom Bach-Chor. Auch dieser Stimmkörper, der unter Adolf Bauges Führung in vier Jahren erster Arbeit zu hoher Leistungsfähigkeit gelangt ist, bewies gestern nachmittag, daß er nichts davon eingebüßt hat. Auch er wird sich nun frei weiterentwickeln können, und wir haben die Ueberzeugung, daß er mit Erfolg an größte Aufgaben heranwachsen wird. Mächtig erklang Beethovens „Die Himmel rühmen den Ewigen Ehre“ — hier kam die Fähigkeit des Chors, den Ausdruck zu steigern, besonders klar zur Geltung. Es folgte das schöne „Ansbach, ich muß dich lassen“ (H. Naak) und Schuberts „Am Brunnen vor dem Tore“. Während und beschwingt kamen die beiden Sätze von Reger „Trausch“ ist alles so prächtig“ und „Nosenstock, Holberblüh“, in prächtigem Rhythmus das fröhliche „Morgen will mein Schatz verreisen“ (Satz von Adolf Baugé) — den übrigens zum Schluß die ganze Festgemeinde gerne mitlang.

Ein herzerquickender Auftakt war die gestrige Veranstaltung. Man könnte bedauern, daß sie nicht wiederholt werden wird — „wenn die Hoffnung nicht wär“ auf ein Wiedersehen!“ Horst Markgraf

Stubenbrand

Falscher Ofenbau führte zur Entzündung eines Balkens

In der Nacht von Sonnabend auf Sonntag brach in dem Gebäude Georgstraße 8 im zweiten Stockwerk ein Brand aus, durch den ein Tragbalken sowie der Fußboden einer Wohnung beschädigt wurden. Der Balken war in einen Luftschacht eingebaut, in den von den Einwohnern der unteren Stockwerke ein Ofenbau eingelassen worden war. Durch Funken geriet er in Brand. Das Feuer ergriff dann auch den mit Stroh belegten Fußboden. So entstand großer Qualm, der den Eindruck erweckte, als ob ein Großbrand ausgebrochen sei. Daher erschienen gleich meh-

rere Löschzüge, und zwar der erste, dritte, fünfte, sechste und zehnte, um den Brand zu unterdrücken. In Aktion brauchte jedoch nur ein einziger zu treten. In kurzer Zeit gelang es ihm, den Brand zu löschen.

Nachdienst der Apotheken

Heute nacht haben folgende Apotheken Dienst: Sadownsk-Dancer, Pierrka Straße 63; B. Groszkowski, Novemberstraße 15; Berlin, Wilhelmsstraße 54; R. Rembielinski, Andreasstraße 28; A. Chodanowski, Petrikauer Straße 164; E. Müller, Petrikauer Straße 46; Antoniewicz, Dobianicer Straße 56; S. Antezkowiński, Dombrowaer Straße 24a.

Nächtlicher Heimgang

Betrachtung eines Spätarbeiters

Unnützlich gehe ich meinen einsamen Weg von der Schriftleitung nach Hause. Dunkel und kalt erscheint die Stadt, kein Mensch ist weit und breit zu sehen, man ist allein auf weiter Flur. Nur von Zeit zu Zeit komme ich an einem Wachtposten vorbei oder laufe einer Polizeistreife in die Arme. Eine Seltenheit ist es schon, wenn ich eine Droschke einherwanken sehe. Auf dem Boock sieht ein schlaftrunkener Kutscher, der einmal nach vorn und einmal nach hinten rutscht. Manchmal flüht auch ein Auto oder ein Motorrad vorbei. Sonst wird man höchstens von den vielen Katzen, die sich unnützlich auf der Hauptstraße ein Stelldichein geben, in seinen Betrachtungen gestört.

Es sind ganz besondere Betrachtungen, die man so zu nächtllicher Stunde anstellt. Denn will man sich ihnen hingeben, so muß man ein verbrieftes Recht darauf haben, das Recht nämlich, in der Sperrzeit die Straßen der Stadt betreten zu dürfen. Im Besitz dieses verbrieften Rechtes darf ich unbehelligt meinen Betrachtungen nachgehen.

Woran ich denke? Nicht zuletzt daran, daß ich mich bald in mein bequemes Bett legen werde. Aber auch darüber sinne ich nach, was wohl die Katzen so die ganze Nacht treiben mögen. Sie laufen den wenigen Passanten über den Weg als böses oder gutes Omen, ganz nach dem Uberglauben des Betreffenden. Wenn Katzen Unglück bringen, wie manche Menschen das behaupten, so hätte ich überhaupt keine glückliche Sekunde mehr zu erwarten, denn summiert man das Unglück, das mir jede der vielen Katzen, die mir bisher über den Weg gelaufen sind, bringen soll, dann reicht mir der Vorrat an Unglück für einige Jahre.

Meine Tritte verhallen im schlafenden Lodz. Ich komme an dem letzten Wachtposten vorbei, der vor einem schönen Haus steht, in dem früher einmal ein jüdischer Direktor wohnte, Feste feierte und es sich wahrscheinlich nicht träumen ließ, daß sein Haus einstmal Arbeitsdienstmännern als Unterkunft dienen werde. Junge Soldaten stehen dort mit geschultertem Gewehr und prüfen allnächtlich meinen Ausweis. Sie sind für die Ruhe und Ordnung in unserer Stadt mit verantwortlich. Sie wachen, damit wir anderen ruhig schlafen können.

Wir wissen, daß wir unter dem Schutz dieser jungen Soldaten auch wirklich ruhig schlafen können. Fred

Wieder Gasthausmusik

Die meisten Lokale besitzen wieder Hauskapellen

Musik erfreut des Menschen Herz, heißt es an irgend einer Stelle sehr richtig. Das haben sich wohl auch die Eigentümer einiger Lodzger Gastlokale gesagt, die sich neuerdings wieder eine Hauskapelle zulegten. Sie haben sich sehr bald von der Nützlichkeit ihres Tuns überzeugen können, denn die Zahl ihrer Gäste wuchs sehr beträchtlich.

Das Beispiel steckte an, und heute haben die meisten der namhafteren Lokale bereits wieder Musik.

Es sind nur deutsche Musiker, die dort spielen; polnische und jüdische Musiker dürfen ja dem Lodzger Musikerverband, der allein zur Vermittlung von Musikern berechtigt ist, nicht angehören.

Einige Lokale, die früher über Hauskapellen verfügten, haben bisher noch keine Musiker wieder eingestellt. Über die Gründe ließ sich nichts Genaueres ermitteln. Die Behauptung, es fehle in Lodz an entsprechenden Musikern, ist jedenfalls falsch — ein Mangel an guten Fachkräften besteht hier nicht.

Der Fall Deruga

Der neue Film des Lichtspielhauses „Nialto“

„O, fein, ein Kriminalfilm!“ werden die Anhänger von dieser Art Filmen gesagt haben. „Schön wieder ein Kriminalfilm!“ — die Gegner. Ich glaube, beide Parteien werden von diesem Kriminalfilm überrascht sein.

Jawohl, es ist ein Kriminalfilm. Aber wie dieses Thema nach einem Roman von Nicarda Such angefaßt wurde, das ist die große Überraschung. Zunächst kommt man gar nicht zum Nachdenken über das Neue an diesem Kriminalfilm, denn man wird mitten in das wechselreiche Geschehen hineingestellt, das sich vor den Schranken eines Berliner Gerichtes abspielt.

Frau Deruga stirbt und verschreibt ihr beträchtliches Vermögen ihrem von ihr geschiedenen Gatten. Das ist für die um das erwartete Erbe gekommene Familie natürlich eine schmerzliche Enttäuschung und für einen jungen Anwalt, der Karriere machen will, der Anhaltspunkt für eine schwere Beschuldigung.

Die Beschuldigung gegen Dr. Deruga baut sich zuerst auf sehr wankenden Grundlagen auf. Der Anwalt sammelt aber dann doch so viel Material, um Daruga des Mordes an seiner geschiedenen Gattin und der Beeinflussung zur Testamentsänderung anklagen zu können.

Wie die Unschuld Dr. Derugas, der von Billig Birgel mit einer geradezu meisterhaften Eleganz und Selbstsicherheit gespielt wird, am Ende erwiesen wird, soll hier nicht verraten werden, weil das die zukünftigen Besucher um die atemberaubende Spannung bringen würde, die gleich mit den ersten Bildern beginnt. Soviel sei nur verraten, daß ein 18-jähriges Mädchen Geraldine Katt, das in bedingungsloser Treue zu dem Beschuldigten steht, starken Anteil an der Aufklärung des Falles Deruga hat. Fred

Mit dem Dreschflegel erschlagen

Zwei Jahre Gefängnis für tödliche Körperverletzung Bei einer Schlägerei, die zwischen dem 27-jährigen Stanislaw Kolawiecki aus Kelnia und einem seiner Nachbarn ausbrach, verletzte Kolawiecki diesen tödlich mit einem Dreschflegel. Die vor dem Sondergericht

Es siegte die Stadt-Elf

Der gestrige Fußballkampf endete 2:1 (1:1)

Es hat auch diesmal nicht viel gefehlt und im Spiel Wehrmacht (Besatzungsgruppe Lodz) — Lodzger Stadtelf wäre wieder kein Sieger ermittelt worden. Es war nämlich im großen ganzen ein ausgeglichenes Treffen. Wenn nun im Endergebnis die Lodzger Stadtelf aus diesem Spiel mit einem Tor Unterschied als Sieger hervorging, so hat sie diesen knappen Erfolg vor allem ihrem größeren inneren Zusammenhalt zu verdanken. Daß die Einheitlichkeit der Lodzger Mannschaft größer war als die der Wehrmachtself, ist verständlich, da sie ja nur aus Spielern zweier engverwandter Vereine bestand, während in der Mannschaft der Wehrmacht Spieler mitwirkten, die sich zum Teil erst vor einigen Tagen hier in Lodz kennengelernt haben. Um so größer ist also das Verdienst der Kämpen um Hanne Semmler, der trotz seiner Jahre dem Spiel seiner Kameraden den nötigen Rückhalt gab, es aufbaute und stets im Fluß hielt. Karl Gump, erst auf Rechtsaußen, später als Halblinker stürmend, sowie seine Kameraden im Angriff Marquardt, Jilster, Fischer und Jahnmann können sich über Mangel an Vorlagen nicht beklagen. Wenn diese nicht entsprechend ausgenützt wurden, so liegt die Schuld wohl daran, daß die Spieler sich infolge der langen Spielunterbrechung in keiner guten körperlichen Verfassung befinden. Wenn das gestrige Wetter auch nicht schlecht war, so ist doch die Novemberluft scharf genug, um einem Fußballspieler, der längere Zeit nicht trainiert hat, Atembeschwerden zu verursachen. Es ist darum anerkennenswert, wie schnell auch die ältere Garde die „zweite Luft“ fachte und mit den Jungen Schritt hielt. Eine große Arbeitsleistung vollbrachten die beiden Seitenläufer Semmlers, Nehmer und Hader. Mit großer Brauour schlug sich auch die Verteidigung. Hier war Weinert noch in letzter Sekunde der Retter. Vansche im Tor hielt, was zu halten war. Vorzuwerfen wäre ihm höchstens, daß er beim ersten Tor etwas zu früh zu Boden ging.

Bei der Lodzger Stadtelf vermehrte man diesmal das flüssige Zusammenspiel, das den Zuschauern der zweiten

Halbzeit des 6:6-Spiels so sehr gefiel. Jeder ging auf eigene Faust vor und vergaß ganz und gar, daß das Fußballspiel in erster Linie ein Mannschaftsspiel ist. Viel Schuld hat hier der Innensturm, aber auch die Außenreihe mit Pilz an der Spitze vergaß die Flügel zu beschäftigen, von denen Triebe, der bekannte famose Läufer der Turner, auf dem ihm ungewohnten Posten ebenfalls nur selten die Position hielt. Weit sind von ihrer einstigen Form noch die Verteidiger entfernt, wenn man auch Triebel seine immer noch nicht ganz ausgeheilte Verletzung zugutehalten muß. Renner im Tor hatte einige schwächere Augenblicke.

Als Schiedsrichter stellte sich diesmal Seger vor, der beim ersten Spiel noch Linksaußen war.

Pünktlich um 11 Uhr vormittags traten sich die beiden Mannschaften gegenüber.

Erst war die Wehrmacht im Angriff, dann kamen die Lodzger immer mehr auf und die Soldaten hatten harte Verteidigungsarbeit zu verrichten. 20 Minuten lang gelang es ihnen, ihr Tor reinzuhalten. Dann kam aber Binecki in Stellung, und es hieß 1:0 für die Stadtelf. Der Ausgleich gelang der Wehrmacht durch einen Elfer.

Nach Seitenwechsel — verteiltes Spiel. Wenn auch die Lodzger mehr Schutzgelegenheiten hatten und schließlich durch Mittelstadi zum Siegestor kamen, so hatten jedoch auch die Soldaten Gelegenheit, das Spiel unentschieden zu gestalten. Das Glück stand ihnen aber nicht zur Seite und so blieb es bei 2:1 für Lodz. Li

Unentschieden im Breslauer Fußballländerspiel

In einem mitreißenden Spiel und nach fast aussichtslosem Stand erkämpfte die deutsche Fußballelf im Ländertreffen gegen das Protektorat Böhmen-Mähren in Breslau ein ehrenvolles Unentschieden 4:4, nachdem die Tschechen, schon 3:0 und bei Halbzeit 4:2 geführt hatten.

Lodz gegen Kolawiecki erhobene Anklage lautete auf Totschlag, das Gericht neigte sich jedoch der Ansicht des Verteidigers zu, der auf tödliche Körperverletzung plädierte, und verurteilte den Angeklagten daher nur zu zwei Jahren Gefängnis.

Wir erfahren...

Unbekannter plötzlich gestorben. Im Vorgang eines Hauses in der Klinskistrasse starb an Herzschlag ein älterer, etwa 60-jähriger Mann, dessen Namen bisher nicht ermittelt werden konnte. Der Tote wurde nach dem städtischen Prosektorium übergeführt.

Verwundet. Gestern um 18 Uhr meldete sich bei der Unfallrettungsbereitschaft ein Theodor Vöckel, dem durch eine verirrte Kugel die linke Hand verletzt wurde, als er sich bei seinem Pelzstand in der Automeiska Straße befand. Nach Anlegung eines Verbandes wurde er in das Haus der Barmherzigkeit übergeführt.

Schwarzschlachtlung. Der Arbeiter Misera versuchte, schwarzgeschlachtetes Schweinefleisch zu verkaufen. Er wurde verhaftet und das Fleisch beschlagnahmt.

Aus der Lodzger Umgebung

Alexandrow

Vom Deutschen Volksverband

Die hiesige Ortsgruppe des DVV. wurde im Jahre 1928 gegründet. Da das Deutschtum damals in einige politische Organisationen zerplittert war, ging die Arbeit nicht recht vorwärts. Erst im Jahre 1926 änderte sich das. Die Zahl der Mitglieder stieg auf 80 und das Jahr darauf auf 200, und beträgt gegenwärtig 667.

Die Mitglieder waren in folgende Gruppen eingeteilt: Jungenschaft, Mädelschaft, Mannschaft und Frauenschaft. Die Jungenschaft und die Mädelschaft wurden jetzt in die SF. und den BbM. eingereiht. Die Männer im Alter von 18 bis 50 Jahren wirken aktiv in der Mannschaft mit. Diese ist in vier Scharen eingeteilt. Je zwei Scharen kommen an einem Abend zu Ordnungsbildungen zusammen. Jede Woche finden außerdem Heimabende statt. Diese werden durch Vorträge, Vorträge usw. ausgefüllt. Einmal im Monat wird ein Kameradschaftsabend veranstaltet. Da das alte Heim die große Zahl von Mitgliedern nicht fassen kann, mußte ein neues, größeres ausfindig gemacht werden. Es befindet sich in der Warschauer Straße 10. Da es jedoch noch nicht bezugsfähig ist, werden die Zusammenkünfte vorläufig im Saal des Gesangsvereins „Polymymnia“ abgehalten. Die Verwaltung bilden jetzt folgende Volksgenossen: Vorsitzender — Oskar Kisch, Stellvertreter — Erich Siepert, Kassierer — Ernst Schmidt, Schriftführer — Ernst Brauer.

Ruda Pabianicka

Diebstähle

Nachts verübten dreiste Einbrecher verschiedene Einbrüche. So drangen bisher unbekannte Diebe in die Kolonialwarenhandlung von Adolf Milnikel, Alexanderstraße 48, ein und stahlen fast den gesamten Vorrat an Waren. Desgleichen drangen Diebe in den Stall des Johann Schorfki, Staszicstraße 89, ein und stahlen das darin befindliche Schwein. Ferner wurden aus dem Keller der Ludwika Szamanska 20 Flaschen Wein gestohlen.

Zivilstandsnachrichten

Evang.-luth. Gemeinde zu Ruda-Pabianicka

Im Oktober wurden in der evangelischen Kirchengemeinde zu Ruda-Pabianicka getauft: Doris Annelis Wolf, Berta Kapusta, Gregor Horst Velle, Helmut Jung; aufgegeben wurden: Georg Oskar Israel — Irene Piebisch, Karl Wilhelm Popold — Erna Olga Kirchschlein, Ramil Karl Preiß — Elly Rode; getraut wurden: Georg Oskar Israel — Irene Piebisch, Ramil Karl Preiß — Elly Rode; beerdigt wurden: Gottfried Vager 62 J., Berta Kapusta 2. Geb., Robert Messinger 57 J., Artur Emil Lombard 52 J., Leobadia Puhans geb. Franzel 79 J., Emilie Furmanska geb. Rondschafer 71 J., Adolf Preisentanz 66 Jahre alt.

Evang.-luth. Gemeinde zu Pabianice

Im Monat Oktober wurden geboren: 11 Kinder, und zwar 7 Knaben und 4 Mädchen.

Aufgegeben wurden: Artur Erwin Schmilde — Berta Schulz (Karniszewice), Artur Grünich (Karniszewice) — Frieda Follke (Zytowice), Adolf Krause (Dombrowa) — Gertrud Rosenberg (Dombrowa), Gerhard Wllege (Bychlew) — Regina Kojobziej (Bychlew), Wilhelm Freiberg — Marie Bertha Schwalbe, Rudolf Engelhorn (Rudowice) — Emilie Hertel (Ruda Bugaj), Hugo Johann Kofchade (Lodz) — Marga Leopold (Wola Szaradzynska) und Erwin Neumann (Czyzemin) — Elise Eugenie Sperber (Kewice, Gem. Byczyn).

Getraut wurden: Leopold Matas (Gusow) — Erna Neumann (Czyzemin), Otto Grünich (Konstantynow) — Amanda Fromberg (Effingshausen), Gerhard Frank — Elise Klingbeil, Artur Erwin Schmilde (Sandkolonie) — Berta Schulz (Karniszewice), Gerhard Wllege (Bychlew) — Regina Kojobziej (Bychlew) und Adolf Krause (Dombrowa) — Gertrud Rosenberg (Dombrowa).

Gestorben sind: Rosalie Sommerkorn geb. Nawrocka 68 J., Hugo Brodtkel (im Stierader Gefängnis umgekommen) 26 J., Rudolf Ritter (Zytowice) 59 J., Lydia Sommerkorn 29 J., Leopold Prüfer 66 J., Frieda Reich (Majowska) 1 J., Johann Witmann 74 J., Wanda Janusch 71 J., Eva Marsha Kunter geb. Krüger 20 J., Erhard Heinemann (Hochwald) 11 Wochen und August Welt (Wysieradz) 75 Jahre alt.

Evang.-luth. Gemeinde zu Konstantynow

In der Zeit vom 1. bis 31. Oktober 1939 wurden getauft: 3 Knaben.

Aufgegeben wurden: Artur Johann Scharmann (Beschice) — Elly Feige (Beschice).

Getraut: Hugo Kallisch — Berta Alma Schulz (beide Konstantynow).

Gestorben: Gustav Adolf Michalis (Guta Jag.), 62 J.; Anita Erna Neher (Konst.), 6 Monate; Karl Ludwig Kircher (Beschice), 70 Jahre alt.

Evang.-luth. Gemeinde zu Alexandrow

Vom 1. bis 31. Oktober 1939 wurden getauft: drei Knaben und neun Mädchen.

Beerdigt wurden: Karl Adolf Leitloff, 77 Jahre alt, Pauline Behnke, geb. Lehmann, 70 Jahre alt, Johann Müller, 77 Jahre alt, Berta Jenner, 2 Monate alt, Mathilde Scheller, geb. Klette, 74 Jahre alt, Selma Kleiber, geb. Schneider, 30 Jahre alt, Emilie Zelmer, geb. Wisner, 80 Jahre alt, Erwin Rury, 20 Jahre alt.

Aufgegeben wurden: Heinrich Stumpe mit Elise Pagens, Alfons Kohl mit Sophie Kolobzieska, Walter Hartwig mit Ida Litz, Richard Klutas mit Selma Ohmet, Rudolf Engelhorn mit Emilie Hertel, Richard Podolski mit Irma Jekel, Berthold Langner mit Emma Kujat.

Getraut wurden: Otto Velle mit Martha Schulz, Leodor Anton mit Leobadia Leimann, August Neßler mit Pauline Striepling, geb. Finger, Erich Hugo Weiss mit Berta Kirich, Friedrich Dregger mit Wilhelmine Emilie Geilke, geb. Porank, Heinrich Stumpe mit Elise Pagens, Oskar Filip mit Ida Stumpe.

In freier Stunde

Durch Leistung als Kulturträger berufen

Die Baltendeutschen und ihr schöpferischer Geist — Zur Erschließung deutscher Ostgebiete

Die deutschen Volksgruppen, die im Rahmen des großen Befriedungswerkes des Führers aus den baltischen Staaten ins Reich heimkehren, können mit berechtigtem Stolz auf ihre Treue im Kampf um die deutsche Kultur zurückblicken. In rund 700 Jahren hat das baltische Deutschtum in zäher Volkstums- und Aufbauarbeit eine Kulturleistung vollbracht, die einen ehrenvollen Platz in der deutschen Gesamtkultur einnimmt. Die Deutschen vom Baltikum haben zu allen Zeiten und trotz mancher Nöte ihre völkische Pflicht erfüllt. Die Arbeit des Deutschen Ritterordens und der Hanse gaben dem Baltikum sein kulturelles Gesicht. Tapfere Ordensritter, wagemutige Kaufleute und Seefahrer und gelehrte Priester trugen deutsche Kultur und Kunst nach Livland, Kurland und Estland. Riga wurde von dem Bremer Domherrn Albert von Appeldern gegründet, Baumeister aus deutschen Gauen schufen so deutsche Bauwerke wie das ehrwürdige Schwarzenhäupterhaus in Reval, den gotischen Dom Dorpat oder das wichtige Schloss in Riga. Hanseatische Maler und Bildhauer gaben diesen Bauten ihren kostbaren Schmuck, Berend Notkes Meisterhand schuf den Schnitzaltar mit Darstellungen der heiligen Elisabeth in der St. Geistkirche Revals, Lübecker Goldschmiedei verdankten die „Schwarzhäupter“ ihren berühmten Silberschatz.

Im Wechsel der politischen Schicksale des Baltikums blieben die Deutschen des alten deutschen Kulturraumes stets in inniger Verbindung mit dem Kulturgeschehen des großen Mutterlandes. Im 18. Jahrhundert waren Hamann und Herder in Riga tätig, der Rigaer Buchhändler Hartknoch wurde der Verleger Herders und Kants. In der gleichen Zeit schufen in Reval Maler wie Hippus, Karl und Wilhelm von Kugelgen und G. von Bochmann ihre heimatischen Landschaftsbilder und Bildnisse. Am Rigaer Stadttheater war Richard Wagner als junger Kapellmeister tätig, der Dichter Karl von Holtei leitete die Bühne.

Auch an Dichtern ist das baltische Deutschtum reich. Paul Fleming dichtete seine bekanntesten und schönsten Lieder in Reval. Michael Reinhold Venz, der Freund Goethes, Friedrich Klingers, Elisabeth von der Recke — Namen, die einen guten Klang in der Geschichte der deutschen Dichtung haben. In neuerer Zeit schuf Christian Mickwitz das zum baltisch-deutschen Nationallied gewordene „Heimatlied“ („O Heimatland, auf der Begeißerung Schwingen...“). Der Schauspieler Max Grube, der mit den „Meinungen“ der deutschen Bühnenkunst entscheidende Anregungen gab, stammt aus Dorpat. In Estland beheimatet war der Komponist vieler Symphonien und Opern, Alexander Ritter, dessen Werk einen großen Einfluß auf Richard Strauß ausübte. In Riga wurde N. von Wilm geboren, dessen Kammermusik unvergessen sind.

Die deutsche Wissenschaft verdankt dem baltischen Deutschtum eine große Zahl von verdienstvollen und zum Teil durch ihre Forschung bahnbrechenden Männern. Da sind z. B. der Wagner-Biograph C. F. Glasenapp, der Kolonialpolitiker Paul Rohrbach und der kühne Afrikareisende Georg Schweinfurth zu

nennen. Noch stärker als im 18. Jahrhundert wurde die Verbindung der Baltendeutschen mit der deutschen Gesamtkultur, als 1802 mit der Gründung der Universität Dorpat eine Hochburg deutscher Wissenschaft und Erziehung entstand. Ein überaus starker Anteil ist es, den die Baltendeutschen an Gelehrten den deutschen Forschungsstätten und Hochschulen stellten. Der berühmte Physiologe Ernst von Baer, der Naturforscher und Freund Bismarcks, Alexander Graf Reysersing, der Begründer der physikalischen Chemie Wilhelm Ostwald, der Chirurg Ernst von Bergmann, der Physiker N. von Dettlingen, die Theologen Harnack und v. Dettlingen und die Historiker Schirren und Schiemann sind nur einige aus dieser langen Reihe von baltischen Gelehrten und Forschern, deren Arbeit in ihrer Heimat und in Deutschland nicht fortzubringen

ist aus der Entwicklung unserer modernen Wissenschaft.

Auch nach dem Weltkriege hat das Deutschtum im Baltikum treu zu seiner alten Kultur gestanden. Aus beispielhaftem Opfergeist bauten die Deutschen in Estland und Lettland ihr eigenes Schulwesen auf, deutsche Theatervereine setzten mit Berufsschauspielern und Laienkräften die ruhmvolle Tradition des deutschen Theaters in Riga und Reval fort, die Herder-Gesellschaft begründete mit dem Herder-Institut in Riga eine private deutsche Hochschule. Diese Deutschen, die heute ins großdeutsche Reich übersiedeln, können mit ruhigem Gewissen und dem stolzen Bewußtsein endgültig heimkehren, zu allen Zeiten treue und segensreiche Kulturarbeit im Sinn ihrer deutschen Sendung geleistet zu haben, für die ihnen unsere gesamte völkische Kultur Dank schuldet. Ihre Leistung ist aber darüber hinaus noch die beste Gewähr für ihre große kulturbildende und kulturtragende Fähigkeit, die sie in ihrem neuen Lebens- und Wirkungskreis ganz besonders verantwortlich zu entwickeln haben werden.

O. G. F.

Dem Umgang mit Engländern

Ein Hütchen von ehedem für heute.

Es gab Zeiten, in denen mußte, wer eine reiche Rheinreise unternehmen wollte, einen holländischen Frachtkahn nehmen. Denn auf den schmucken deutschen Dampfern, die in der ganzen Welt berühmt waren und es heute noch sind, machten sich Mister Beefsteak, Mister Pumpernickel und Mister Appletree nebst ihrem weiblichen Anhang breit, fleischten die gelben, großen Pferdehäute, hantierten an ihren Schaufeln, kontrollierten die Landschaft an Hand ihrer Reisehandbücher und machten aus dem Ganzen ein Unternehmen, in das man so und so viel Pfund steckte, für die man auch was haben wollte. Für diese Fremdlinge, deren Unfrömmigkeit allen anderen Frachtkästen die Freude verbarh, war eine Rheinreise die sture Abwicklung eines Programmes aber beiseite kein Erlebnis.

Leider nahmen die guten Deutschen diese englische Landplage als gegeben hin, schimpften auch hin und wieder wohl ein wenig, aber gegen die arroganten Burschen, die ja Geld ins Land brachten, wagte niemand energisch aufzutreten.

Einmal kam so ein englischer Kegel aber doch an die Unrechten.

Das war vor vielen Jahren, als der Dichter Ludwig Uhland mit seiner Frau und einigen guten Freunden an einem wunderbaren Sommertag den Rhein hinauf fuhr. Als man gerade in fröhlicher Unterhaltung zusammen saß, brach plötzlich ein schweres Unwetter los, und die entsetzten Frachtkästen stürzten in die enge Kajüte. Uhlands Gattin, die von der Fahrt etwas ermüdet war, hätte sich gern auf das einzige Ruhebett gelegt, doch auf diesem rekelte sich ein edler Sohn Albions, las den Londoner Börsenbericht und kümmerte sich nicht im geringsten um die übrigen Unwesenden, am allerwenigsten aber sah er, daß eine erholungsbedürftige Dame sehnsüchtig nach dem Sofa blickte.

„Da siehst du es wieder einmal, meine Liebe“, sagte der Dichter laut und scharf zu seiner Gattin, „wo England sich breitmacht, da hat Deutschland das Nachsehen.“

Der Engländer, der das verstanden haben mußte, verzog geringschätzig die Mundwinkel, rührte sich aber nicht, nahm die Pfeife aus dem schabhaften Gebiß und spuckte ungeniert auf den Boden. Das ging zwei Studenten denn doch über die Hutknur. Sie rissen dem Engländer die Zeitung aus der Hand und forderten ihn mit Nachdruck auf, der milden Dame Platz zu machen. Und als der Bursche wieder weiter nichts hatte als ein niederträchtiges Grinsen, da packten ihn die beiden jungen Leute an Armen und Beinen, schwenkten ihn hin und her, daß ihm Sehen und Hören verging, und warfen ihn mit einem lauten Krach auf den Boden, just dorthin, wohin er seinen Pfeifenstamm gespritzt hatte.

„So“, sagte der eine der Studenten, indem er Frau Uhland auf den freigewordenen Platz führte, „wenn Deutschland nur selbstbewußt und unnachgiebig auftritt und den Insulanern die Zähne zeigt, muß auch England weichen. Man darf die Kerle nicht als Gäste, sondern man muß sie als freche Eindringlinge betrachten und entsprechend behandeln!“

An der nächsten Anlegestelle verließ der Gemäßigtere voller Mut, jedoch ohne ein Wort zu sagen, das schmucke Schiff. Das Gleichgewicht war wieder hergestellt, und als bald darauf die Sonne siegreich durch die Wolken brach, wurde diese Fahrt für alle Teilnehmer noch eine der schönsten ihres Lebens.

E. Z.

Buchwoche verschoben

Die für den 15. bis 19. d. M. angekündigte Buchwoche des Deutschen Schul- und Bildungsvereins findet erst im Dezember statt.

Im Windsturm

Roman von Paul Hain

15. Fortsetzung

Ein Page riß die Tür auf.

„Hauptmann Bevern!“

Der Page verschwand. Gleich darauf erschien Bevern.

„Majestät!“

„Herr Hauptmann von Köckerik... geht den Degen ab!“

Totenstill war es im Zimmer.

Köckerik preßte die Zähne in die Lippen, daß das Blut herausprang. „Nabe“, flüsterte sein Herz.

Er schnallte den Degen ab und reichte ihn Bevern.

Der stand mit starrem Gesicht, wie versteinert.

„Der Hauptmann Köckerik wird nach Spandau gebracht. Er wünscht, hinter Festungsmauern sich darauf zu besinnen, daß ein preussischer Offizier die Pflicht über die Liebe zu stellen hat. Das Kriegsgericht wird über ihn befinden.“

Der König drehte sich um.

Köckerik erblähte. Dann suchte er die Schultern und folgte dem Hauptmann von Bevern. Als er durch den Park schritt, atmete er tief auf, atmete noch einmal die Süße dieses Sommertages und dachte voll Inbrunst an Nabe.

In diesem Park hatte es angefangen, Märchen und Schafal. War nicht ein spöttisches Klüstern in den Bäumen und Büschen?

„Pst, pst, Madame...“

Ein Kuß, Madame,

Von Ihrem Rosenmund!“

Er lächelte abwesend. Wann kam das wieder? Wann?

Fünfundzwanziges Kapitel

„Nein!“ rief Nabe hervor.

Sie zerriß das kleine, zierliche Spitzenstücklein und knüllte die Fäden erregt in der kleinen Faust zusammen.

„Wie?“

„Ich lasse nicht von ihm! Niemals! Ich liebe ihn!“

Und wenn ihn die Ungnade des Königs... ach was, die Ungerechtigkeit Seiner Majestät auch in das tiefste Verließ der Festung stecken läßt, ich liebe ihn doch! Und ich werde sterben, wenn er zugrunde geht!“

Mit roten Wangen und fliegendem Atem stand sie vor ihrem Vater.

„Märrin!“ schrie er. „Verliebte Märrin! Des Köckerik wegen... Herrgott! Du machst dich zum Gespött! Ah, hä!“

„Graf Seydlitz schüttelte den Kopf. Er kannte seine Tochter nicht wieder. Wo war ihre Scheu, ihre Ergebenheit, ihr Respekt vor ihm? Konnte die Liebe ein Mädchen so selbstman verändern?“

„Eine Schande!“ knirschte er. „Wenn du ein Sohn wärst, ich wüßte, was ich täte.“

Nabe hatte keine Furcht.

„Vater, Sie urteilen zu schlecht über ihn! Sie kennen ihn nicht. Er ist der beste Mensch auf der Erde. Er ist...“

„Rauh unterbrach er sie.“

„Er ist ein Engel... ich weiß! Gut, du willst ihm also die Treue halten! Sehr schön. Junge Hunde muß man erziehen. Und junge Mädchen sind nur halbe Menschen. Ich wollte, deine Mutter lebte noch.“

„Die hätte mich verstanden.“

Graf Seydlitz ballte heimlich die Fäuste. Herrgott, wie feierlich und schön Nabe aussah in ihrem Stolz. Was hatte er für große Pläne mit ihr gehabt, wie war er froh gewesen, daß der Hof sich ihrer annahm. Und nun...!

„Du mußt fort aus Potsdam!“

„Sie haben die Macht, Vater. Aber meine Liebe werden Sie nicht zerstören können.“

„Die Zeit wird alles ins reine bringen“, laute Seydlitz ironisch.

„Ich hoffe es auch, aber anders, als Sie es meinen.“

„Ich werde noch heute an deine Ruhme nach Leuthen schreiben. Madame Fröhlich. Sie wird dich gern aufnehmen, und dir wird der Vorwitz vergehen.“

„Nach Leuthen?“

Vor Jahren war sie einmal dort gewesen und hatte die alte Dame, eine entfernte Verwandte der Familie, besucht, die dort recht einsam in einem stillen Haus wohnte, ohne jeglichen Anhang. Eine Philosophin des Dorfes, eine glütige Wohltäterin der Armen, eine liebenswerte Eigenbrötlerin. So hatte Nabe sie im Gedächtnis. Sie hatte übrigens auch einen merkwürdigen Vornamen: Gwendolin! Aber er paßte so gut zu dieser alten philosophischen Dame.

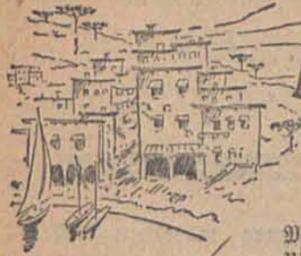
„Gwendolin Fröhlich“, sagte Nabe leise und nachdenklich. „Oh, ich habe sie sehr gern.“

Freilich, der Herbst und Winter in dem stillen Dorf würden Trostlos sein! Aber was tat das?

Sie würde an den Geliebten denken und für ihn beten.

„Ich fürchte mich nicht, mein Vater.“

Seydlitz kniff die Lippen zusammen. Er hätte gern ein gültiges Wort gesagt — es sah ihm im Herzen —, aber es kam nicht über seine Lippen. Dieser Mann war so ganz „friderizianisch“, wie diese ganze Zeit. Hart, unerbittlich, militärisch, vom Geist der Pflicht erfüllt, ohne Sentiments. Wie sein großes königliches Vorbild. Und es kam ihm verwunderlich vor, daß es Menschen gab, die noch etwas anderes im Herzen fühlten, als Unterordnung und Gehorsam: Liebe! Er, der schon unter des Königs erlauchten Vater, dem Soldatenkönig, nichts anderes als Disziplin, „Mäson“, gekannt hatte, der es miterlebt hatte, wie die unerbittliche Strenge dieses Königs seinen eigenen Sohn, Fridericus, als Kronprinzen vor ein Kriegsgericht stellte und ihn allen Ernstes erschießen lassen wollte, nur weil er sich den Heiratsplänen des Vaters nicht fügte... er hatte keinen tieferen Sinn für den Begriff Liebe! Und es mochte wohl auch kein Wunder sein, wenn Seine Majestät selbst, der von Kindheit auf nur die Worte Gehorsam und „Order parieren“ kannte, diesen Begriffen eine über-



Begegnung mit Demeter

Erzählung von Manfred Hausmann

Im Leben eines jeden Menschen kommen Ereignisse vor, die sich, wenn sie einem auch damals, als sie geschehen, nicht ungewöhnlich erscheinen wollten, doch im Laufe der Jahre von den anderen absondern und zu sinnbildhafter Bedeutsamkeit erheben. So hat man sich gewiß des öfteren so aufgeführt, wie es von einem erwartet wurde: geistesgegenwärtig, bescheiden, mutig, getreu oder wie immer sonst. Aber die Erinnerung zieht eine bestimmte Tat den anderen vor, hegt sie und verleibt ihr ein für allemal eine beglückende Gültigkeit. Und ebenso gewiß hat man da und dort versagt, wo es nötig gewesen wäre, seinen Mann zu stehen. Ein einzelner Fall von Versagen, und wahrscheinlich nicht einmal der schlimmste, haftet jedoch, während die übrigen versinken und vergessen sind, aus irgendeinem Grunde unauslöschlich im Gedächtnis und stellt sich jedesmal, wenn von dergleichen die Rede ist, mit seiner ganzen brennenden Schmach wieder ein.

Versagen und Sich-Bewähren sind verhältnismäßig einfache, gleichsam im hellen Tageslicht sich abspielende Vorgänge, die leicht bewahrt werden mögen. Aber auch mit den schwierigen, leisen und schwebenden Regungen, die in der Dämmerung, wenn nicht gar in der Nacht der Seele ihr Wesen haben, verfährt die Erinnerung, eine vor den vielen erhöhend, nicht anders.

Solche Regungen oder Begebenheiten, deren Umrisse sich im Unfaßbaren verlieren, haben übrigens trotz ihrer Zartheit ein schwereres Gewicht in unserem Leben als die klaren und festen, wahrscheinlich, weil sie uns wieder einmal an den unendlichen Abgrund in unserm Allerinnersten gemahnen, aus dessen Dunkelheit alle unsere Entschlüsse traumhaft, unbereiflich und ihrer selbst nicht bewußt emporsteigen.

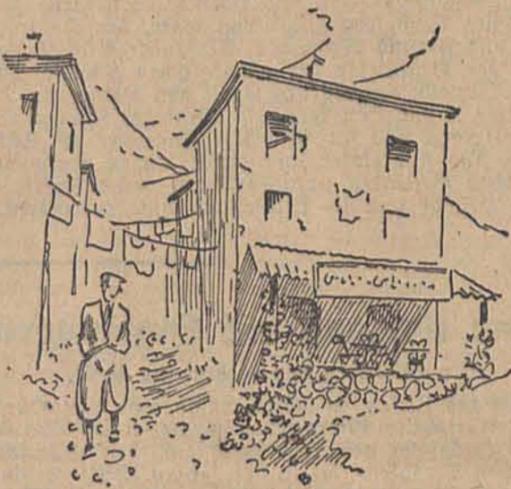
Große Worte für die kleine Geschichte von dem Mädchen Demeter, also große vielleicht! Aber ich will sie ja nicht, die Geschichte, um ihrer selbst, sondern um ihres Sinnes willen erzählen, um der banalen und ewigen Frage willen, die sie aufwirft.

Eine kleine Geschichte mit einem großen Sinn ist keine kleine Geschichte.

Mein Schiff, der „General von Steuben“, hatte sich mit seinen vierzehntausend Tonnen nicht in das verhältnismäßig enge Hafenbecken des Piräus getraut und war lieber in der Phaleronbucht zu Anker gegangen, am Donnerstag vor Ostern, ganz in der Frühe. Als ich aufwachte und meinen Kopf zum Kabinfenster hinausstreckte, lagen die berühmten Gebirge, lag das schimmernde Attika, lag das allmächtige Athen schon vor mir. Dieser Tag gehört natürlich der niedrigen, gedankenvollen Burg mit dem goldenen Marmor dort über der weißmaränen Stadt. Nachts gab es die Cafés und das Volk auf dem Syntagma-Platz. Am nächsten Morgen, am Karfreitag also, beschloß ich, mir einmal den Piräus anzusehen. Der „General von Steuben“ sollte Punkt zwölf Uhr dreißig nach Istanbul weiterfahren. Zwölf Uhr zwanzig würde, laut Anschlag der Schiffsleitung, das letzte Boot von Land ablegen.

Ein herrlicher Hafen mit einer Ueberfülle von Schiffen, und ein herrliches griechisches Leben ringsherum! Die Stadt war mit ihrem Bergauf und Bergab, mit den von einer lebhaften Bevölkerung durchwogenen Gassen, mit den halborientalischen Läden, mit den verwitterten Seesenten aus allen Ländern

rund um das Mittelmeer, mit der Welt und Halbwelt auf den kalten Boulevards und mit der barbarisch rauhen Lautsprechermusik über die Plätze hin so recht etwas für einen, der, wie ich, herumschlendern und gaffen wollte. Die Sonne schien, es ging eine frische Brise, in der Nacht hatte es auf dem Parnak und Hymettos geschneit, der Wind schmeckte nach Schnee, ich fand den Morgen in jeder Beziehung wunderbar. Uebrigens hatten nicht nur die Kirchen, sondern auch viele Privathäuser und Läden aus Anlaß des Karfreitags halbmaß geflaggt. Die griechische



Zeichnungen: Blich-Leds

Flagge besteht aus hellblauen und weißen Streifen und hat als Wäpfel ein blaues Feld mit einem weißen Kreuz darin.

Und nun wollte ich noch schnell zum Vorgebirge Akte, um von dort über die See nach Salamis hinauszublicken und die ausfahrenden Schiffe zu beobachten. Aber ich gab nicht acht, meine Vorstellung von der Ortlichkeit war auch ziemlich unvollkommen, fragen mochte ich nicht, mit einem Wort, ich verfehlte Akte beträchtlich und fand mich schließlich am Steilufer einer kleinen Bucht wieder, die gegen die anlaufende, schäumende See durch eine natürliche Felsenmauer gut geschützt war und, wie ich später auf der Karte feststellte, Hafen von Munitia hieß.

Wo es das Ufer irgend zuließ, schichteten sich arbeitsame Fischerhäuschen, eins über dem anderen, empor, kubisch und hell getüncht, wie alles Bauwerk in dieser Gegend. Auf den Balkonen, vor den Fenstern, auf den Dächern, überall, wo Platz war, flatterten Wäscheleinen. Da und dort strahlten Straßen, die allerdings in Wahrheit nicht viel mehr als ausgemauerte Regenrinnen darstellten, von der oberen Stadt herunter. Die beiden Enden des Buchtbogens sprangen jeweils in Form von felsigen Halbinseln in das Gewoge und Geschäume der See hinein. Auf der einen erhob sich eine schloßartige, aber verwahrloste Villa mit schiefhängenden Jalousien, beschädigtem Puz, zerbrochenen Fensterscheiben und lückenhaftem Dachgesims. Ringsherum waren Gras-Terrassen angelegt, auf denen silbrige Delibäume schimmerten.

Unten am Strande herrschte viel Leben. Die auf's Trockene gezogenen Fischerboote lagen größtenteils auf den Seiten und wurden kalkfakt und bemalt, hellblau und weiß in der Regel. Dunkelbraune, zuweilen rötlich aufleuchtende Netze mit hellgelben Klistellen wehten in langen Bogenreihen wie Gardinen dahin, die Korbscheibchen schlangen sich auf und nieder, die Segel flatterten, die Fischer bewegten sich träge von einer Stelle zur anderen, da und dort zeigte sich ein Matrose von der Kriegsmarine mit weißer Mütze, Frauen saßen auf Stühlen vor den weißen Hauswänden, Kinder wühlten im Sande, es roch nach Tang, Fischen und Teer. Karfreitag in Munitia. Ein Tag wie hundert andere.

Als bald wanderte ein Rosverkäufer, der seine Ware fächerartig an eine Stange gesteckt hatte, singend den Strand entlang, ein Holzkohlenverkäufer mit einem Eisfarten tat desgleichen, ein Drangenverkäufer folgte ihnen nach. Sie klagten und sangen um die Wette. Da wollten auch die Jungen, die dort wohnten, nicht zurückstehen und erfüllten die Luft mit prasselnden, hüpfenden und zischenden Pulverbüchsen und dumpfen Kanonenschlägen. Eigentlich sollte das alles erst Ostern in Tätigkeit treten, aber da habe einer einmal Pulver und Feuer in der Tasche und sei ein Junge von neun Jahren, noch dazu ein griechischer!

Am entzückendsten nahm sich indessen der Stand eines Knickerbeinigen Kerzenverkäufers aus. Jede der ungewöhnlich langen und dünnen Kerzen war mit Papierblumen, Bändern, Mäuschen und Goldblitter verziert. Sie hingen in Reihen da wie die Orgelpfeifen und schaukelten im Winde. Ueber ihnen und unter ihnen schaukelten Raketenreihen. Auf dem Tisch lagen Wunderdinge von Kronen aus Gold, buntem Glas und Sand.

Ich spazierte an allem vorbei und sah es mir an. So ganz wohl war mir aber nicht in meiner Haut, weil ich das Gefühl hatte, die arbeitenden Fischer mühten sich flüchtiger als unerwünschten Eindringling und Störenfried betrachten. Ich kam mir so fremd vor in dieser Bucht. Hatte ich wenigstens für alle Fälle meinen Paß bei mir? Nein, nicht einmal das! Es konnte ja gut werden. Doch siehe, niemand kümmerte sich um mich.

Da faßte ich mir nach und nach ein Herz, atmete freier und ließ mich sogar in dem Gärtchen nieder, das unmittelbar am Strande mit Löwenmaul, Bevolien, Ringelblumen, allerlei Getränk und einer waagerechten Latteinfriedung errichtet war.

Wird fortgesetzt

„Küsse Du jetzt weiter, Gule!“

Der um die Mitte und zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Preußen sehr populäre Feldmarschall Graf Wrangel war bei aller seiner betonten Verbessert ein großer Verehrer des zarten Geschlechts, besonders wenn die Vertreterinnen jung und hübsch waren.

Der Bürgermeister einer Preussischen Provinzstadt, der um diese Schwäche des alten Haubden wußte, baute bei einem offiziellen Empfang des Feldmarschalls darum eine ganze Kompanie von Ehrenjungfrauen auf. Und zwar stellte er die Jungen und Hübschen in das erste, die weniger Hübschen und schon etwas Angefahrenen in das zweite Glied.

Der alte Wrangel war bei seinem Eintreffen höchst erfreut über so viel Jugend und Schönheit. Herzhaft küßte er sich vom rechten Flügel beginnend durch das ganze erste Glied durch. Als nun aber das zweite Glied der Ehrenjungfrauen zum Abfließen heran war, wandte sich der Alte nach einigem Zögern an seinen Adjutanten, einen Grafen Guleburg mit dem Auftrage:

„Küsse Du jetzt weiter, Gule!“

triebens Bedeutung beilegte. Den Begriff Liebe hatte ihm sein Vater gründlich verlehrt.

Hier — in Potsdam — lebte nur die Idee: Preußen, das kleine Preußen, groß zu machen, „mit Sparsamkeit, Raison und Gottesfurcht“, wie sich der König einmal äußerte, um dann schnell hinzuzufügen: „Und mit eiserner Disziplin! Alle für einen, einer für alle. Das Volk für den Staat, der Staat für das Volk! Und der Staat bin ich!“

Seydlitz sprach das Wort nicht, das irgendwie in seinem Herzen lag. Jugend mußte parieren!

„Wann soll ich fahren?“ fragte Mabe.

„In einigen Tagen“, antwortete er kurz.

Mabe blieb diese Tage über in dem alten Stammhause der Seydlitz. Sie ließ sich außerhalb der Mauern und des dahinter versteckten Gartens nicht sehen, wußte sie doch nur zu gut, daß draußen bereits Klatsch umging.

Eine Anall und Fall entlassene Hofdame... oh, welch ein interessantes Ereignis! Und was besonders erstaunlich war: Der Herr von Köderitz lag in Festungshaft!

Die Potsdamer waren nicht dumm genug, um sich nicht ihr Verslein darauf zu machen. Die Dienerschaft des königlichen Schlosses sorgte natürlich auch dafür, daß mancherlei über diese Ereignisse bekannt wurde, und war nicht faul, aus eigenem noch dazuzugeben.

Der Köderitz sollte erschossen werden, hieß es. Er hätte Seine Majestät tödlich angegriffen. Nicht nur mit der Komtesse Seydlitz, auch mit der Prinzessin Amalie hätte er eine Liebeslei gehabt, und das habe natürlich dem Fahn den Boden ausgeschlagen. Schade eigentlich um den Köderitz, ja! Er war doch ein schneidiger Kerl!

Ja, ja, die hohen Herrschaften!

So flüsterte der Klatsch. Es war gut für Mabe, daß sie nichts davon hörte.

Aber eines Abends erschraf sie doch.

Sie schritt im Garten umher, schon im stillen Abschied nehmend von allen geliebten Winkeln, als plötzlich ein Stein über die Mauer flog.

Fast dicht vor ihre Füße.

Sie stand wie erstarrt. Hörte hinter der Mauer mit einmal Pferdegetrappel, als galoppierte ein Gaul davon,

für einige Augenblicke wurde der Kopf des Reiters mit dem Dreispitz über dem Mauerrand sichtbar. Dann war er schon in der Dunkelheit verschwunden.

Wäre es heller gewesen, hätte Mabe vielleicht noch das Gesicht des Herrn von Schlegel erkennen können.

Sie blühte sich nach dem Stein. Denn sie sah nun erst, daß er mit Bindfaden umwickelt war, an dem etwas Helles — ein Zettel, ein Brief? — hing.

Ein Brief!

Mit zitternden Händen löste sie ihn. Versteckte ihn sofort hinter dem Fichu und eilte in das Haus, auf ihr Zimmer.

Ihr Herz ging schnell. Es dauerte lange, bis es ihr gelang, das Wachlicht anzuzünden.

Einige Worte standen auf dem Umschlag.

„Von einem Freunde in dero Hände überliefert. Kraft, Komtesse.“

Sie öffnete den Brief. Beim flackernden, unstillen Lichtschein der Kerze las sie:

„Einzig Geliebte!

Ich erwische einige unbeaufsichtigte Minuten, um Dir vor meinem Abtransport in die Festung noch einige Zeilen zu schreiben. Welch großes Glück!

Was auch immer kommen mag, Mabe, denk' immer daran, daß meine Gedanken bei Dir sind und Dich schützend umgeben. Was mit mir geschehen wird, weiß ich nicht. Ich denke, daß es zu ertragen sein wird. Seine Majestät wird es sich überlegen, ob er einem Köderitz gegenüber die Dinge auf die Spitze treiben soll. Jedenfalls bin ich guten Mutes, und solange man den hat, ist nichts verloren, Geliebte.

Also, Kopf hoch! Disziplin und Courage, wie Seine Majestät zu sagen pflegt! Aber das ist ja das Kuriose, daß der König davon keine Ahnung hat, daß man nicht nur in der Schlacht, sondern auch in der Liebe... Courage und Disziplin haben muß!

Ja, davon versteht unser Fridericus nichts.

Aber das soll uns nicht kümmern. Ist eben seine Schwäche, wie sie jeder große Mann hat. Ein preussischer Grenadier, ob Offizier oder Gemeiner, muß nicht nur tapfer in der Schlacht, sondern auch tapfer in der

Liebe sein. Und wenn die Trommeln blasen zur Attacke, dann muß sein Herz nicht nur Vivat, der König! schreien, sondern auch 'Vivat, Geliebte'!

Ist es recht so?

Und darum schreibe ich, trotzdem mit ein dunkles Schicksal droht: Vivat, Geliebte! Vivat, die Liebe! Vivat, Mabe!“

Mein letzter, mein einziger Gedanke für Dich!“

So lautete der Brief. Der Himmel mochte wissen, wie er es fertiggebracht hatte, ihn noch in Schlegels Hände zu schmuggeln.

Mabe strich mit zitternder, unendlich zärtlicher Hand über das Blatt.

Wie liebte sie ihn!

Ja, sie wollte Courage haben! Wollte zu allen Heiligen beten, daß ihm kein Haar gekrümmt werde. Solche Liebe konnte doch keine Sünde sein.

Sorgsam faltete sie den Brief zusammen und verbarg ihn im Mieder.

Vivat, Geliebter!, flüsterte ihr Herz.

Nun waren die Tage nicht mehr so dunkel und schmerzvoll wie bisher. Eine stille Festigkeit, ein trostiges Frohgefühl waren in ihr. Mag da kommen, was wolle! Sie trug des Geliebten starke Liebesworte über dem Herzen, die konnte ihr niemand nehmen.

Eine Woche später sagte Graf Seydlitz:

„In zwei Tagen geht der Postwagen!“

Sie nickte nur.

„Ich habe dafür Sorge getragen, daß niemand erfährt, wohin du reist.“

Mabe erschrak.

Auch die Babette weiß es nicht.“

Sie presste die Hände in die Falten des Kleides. Aber gleich darauf lächelte sie trohig.

„Es tut nichts, mein Vater. Und wenn Sie mich auf den Mond schicken würden, das Auge der Liebe würde mich auch dort wiederfinden.“

Seydlitz schob die Augenbrauen zusammen. „Festungsmauern sind fest“, rief er hervor. „Man überklettert sie nicht so leicht wie die Parkmauern von Sanssouci mein Kind.“

100 Jahre Deutschland im Weichselbogen

Bis in die ersten Dezembertage hinein läuft eine Feste in Nürnberg vom Germanischen Nationalmuseum eröffnete Sonderausstellung „Siebenhundert Jahre Deutschland im Weichselbogen“, die deshalb für uns von besonderem Interesse ist, weil sie einer kulturellen Mission in unserem Raum gerecht wird, die lange Zeit hindurch nicht die Würdigung fand, die sie verdient.

Obwohl es nur eigene Bestände des Museums sind, die zur Ausstellung kommen, so bringt es doch deren Eigenart und Vielfältigkeit mit sich, daß diese Schau alle wesentlichen Gebiete umfaßt — vorgeschichtliche Funde, Werke der bildenden Kunst, des Kunstgewerbes, Urkunden und Bücher, Volkstrachten usw.

Schon in der Eingangshalle des Museums begrüßt uns ein besonderes Stück, nämlich ein reichverziertes Danziger Geschloß mit dem Namen „Der Storch“, das 1625 von Ludwig Wicenthal gegossen wurde. Der erste Raum birgt eine graphische Einführung mit verschiedenen Photographien der Landschaft, aber auch von Kunstwerken, so des Krakauer Marienaltars. Eine Auswahl des neueren Schrifttums vom 18. Jahrhundert bis heute über das in Frage kommende Gebiet und Gipsabgüsse von Werken des Danziger Bildhauers Andreas Schöffler leiten dann zur eigentlichen, in fünf sich abgeschlossene Abteilungen gegliederten Sonderschau über. Da sehen wir zunächst Proben der häuslichen deutschen Kultur des Ostens, kunstvoll gestickte Ermländer Säuben, ein seltenes Doppelgeschlechtgewebe mit nordischen Motiven aus dem masurenischen Gebiet und daneben an Hand von Karten ein Bild der vom 13. und 14. Jahrhundert ab in Wellen erfolgenden deutschen bäuerlichen Siedlung in dem ehemals germanischen Weichselgebiet, über dessen vor- und frühgeschichtlichen Vergangenheit der folgende Raum einen kurzen Überblick bietet.

Das Wirken des Deutschen Ordens veranschaulicht die nächste Abteilung, die u. a. alte Münzen des Ordens, Siegel der Großmeister, einen Deutschordensritterhelm und -Schwert, Bilder der schönsten Ordensburgen im Osten und — als sinnvolle Verbindung zu Nürnberg, die in Dokumenten und Gegenständen auch in den übrigen Abteilungen nach Möglichkeit berücksichtigt ist — aquatellierte Grundrisse der Deutschordensniederlassung in Nürnberg.

Besonders eindrucksvoll sind im nächsten Raum die deutsche Stadtkultur im polnischen Gebiet und die großen Leistungen der deutschen Bürgerschaft herausgearbeitet, die durch nichts besser dokumentiert werden als durch die deutschen Kunstwerke des 14. und 15. Jahrhunderts, besonders die herrlichen Madonnen, die künstlerische Höchstleistungen darstellen. „Es geht nicht ohne deutsche Meister“ schrieb bezeichnenderweise der Krakauer Stadtschreiber Johann Seydecke, der wesentlichen Anteil an der Erteilung des Auftrages für den berühmten Marienaltar an dem Nürnberger Veit Stofz hatte, an den deutschen Meister. Neben den großen Künstlern Veit Stofz, Hans Süß von Kulmbach und Hans Dürer, kommen hier auch die Vertreter des geistigen Lebens zur Zeit des Humanismus zu Wort, an ihrer Spitze Kopernikus. Von deutschen Druckern gefertigte Werke deutscher Humanisten in Polen sind hier vertreten. Wenn auch in der Folgezeit das Deutschtum in Polen stark unterdrückt wurde, so blieb doch, wie die Beispiele zeigen, der deutsche Kultureinfluß am polnischen Adelshof bestehen, immer wieder wurden deutsche Künstler herbeigerufen.

Das Zettalter Friedrichs des Großen, von dem bekanntlich der Ausspruch stammt, daß ein Land, das einen Kopernikus hervorgebracht hat, nicht länger in der Barbarei versumpfen dürfte, ist besonders mit Werken des großen Kupferstechers Chodowiecki vertreten, das geistige Leben verkörpern daneben Kant und Herder.

Der Schlußraum erinnert an die großen Deutschen aus dem Osten im letzten Jahrhundert: E. T. A. Hoffmann, Joseph von Eichendorff und Schopenhauer, während ein Schrank mit oberösterreichischen Eisenauszeugnissen von der Entwicklung dieser bedeutenden Industrie kündigt. Ein Bild des in Polen geborenen Generalfeldmarschalls von Sindenburg und eine Büste des Führers, des Mannes, der die deutschen bzw. lange deutsch gewesen Gebiete nimmehr wieder mit dem Reiche vereinigte, schließt die Ausstellung ab.

Tote im Gletscher

In den Gletschergebieten Europas und Nordamerikas gibt es mancherlei Geheimnisse, die aber sehr einfach zu erklären sind. In den Felsengebirgen Nordamerikas findet man z. B. in einem Gletscher einen Mann aufrecht eingefroren. Er steckt nun schon seit Jahrzehnten — genau so, als ob er lebte — in einem eisigen Grab. Hier ist die Abkühlungserscheinung außerordentlich langwierig. Er kann vielleicht noch 80 oder 90 Jahre darin bleiben müssen. Aber eines Tages gibt ihn der Gletscher dann doch frei. Denn der Gletscher wächst und schrumpft und schmilzt und stirbt. Es ist oft vorgekommen, daß bei Bergungswritten Menschen in Gletscherspalten hingingeren und dann in den „Kreisläufen“ des Gletschers kamen. Im Wallis hat man z. B. nach einem Zeitraum von 17 Jahren einen Toten bergen können, einen Versteigerer, der 1817 in den Gletscher hineinkiel. Kennt man genau die Wanderschnelligkeit eines Gletschers, dann kann man fast auf den Monat ausrechnen, wann ein Toter wieder zum Vorschein kommen muß. Es könnte höchstens sein, daß ein besonders kaltes Jahr eine Veränderung im Tempo herbeiführt. Aber es würde sich auch dann nur um geringfügige Störungen handeln. Im Tirol rechnet man bei mittlerer Einstrahlung mit einem Luftstau nach 10 bis 20 Jahren. Im Mont-Bianc-Gebiet mit anderen Temperaturverhältnissen werden 40 bis 50 Jahre angesetzt.

WIRTSCHAFT und VERKEHR

Fortschreitende Interessenverlagerung

Rückgang des englischen Einflusses auf den Rohstoffmärkten

Mit dem ständig fortschreitenden Strukturwandel im Welthandelsgefüge, der sich immer mehr zuungunsten des schon jetzt auf ein Mindestmaß zurückgedrängten englischen Einflusses auswirkt, geht selbstverständlich auch eine weitreichende Umschichtung der Interessensphären im internationalen Rohstoffgeschäft vor sich. Infolgedessen ist es keineswegs verwunderlich, daß die Lage an den wichtigsten Warenmärkten zurzeit kein übersichtliches Bild bietet. Die rohstofforientierten Staaten außerhalb des Empire haben sich bereits fast völlig von den britischen Märkten, Bewertungsmethoden und Transportmöglichkeiten gelöst und suchen neue Absatzgebiete, die ihren Belangen voll Rechnung tragen. Daraus ergibt sich naturgemäß auch eine Erschließung neuer Handelswege. Außerdem treten ohne Frage nimmehr die Außenseiter-Produzenten wieder stärker in Erscheinung und erobern nach und nach die Absatzgebiete der in ihren Handelsbeziehungen durch England schwer geschädigten Empire-Länder, denen auf Grund der fragwürdigen britischen Großabschlüsse die Hände gebunden sind. Des weiteren trägt die Stilllegung der amerikanischen Schifffahrt im Nordatlantik ein neues Moment in die Beurteilung der voraussichtlichen Entwicklung des Weltwarenhandels während des europäischen Konflikts. Selbstverständlich gehen die eingangs aufgezeigten Umschichtungen nicht spurlos an der Bewertung der Rohstoffe vorüber. Vielmehr zeigt sich allenthalben eine fühlbare Unsicherheit, die zweifellos so lange anhalten wird, bis die Preise an den noch nicht gebundenen Märkten ihr natürliches Niveau gefunden haben. Zurzeit ist jedoch der Wandlungsprozess noch in volstem Gange, zumal das rücksichtslose englische Vorgehen gegenüber anderen Ländern immer schärfere Formen annimmt. Dies ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß Britannien ein für allemal seine ehemalige Stellung im Welthandel eingebüßt hat, was nicht zuletzt für das Gebiet der Buntmetalle gilt.

Die durch die verschiedenartigen Sicherheits- und Kriegsmaßnahmen der einzelnen Staaten eingeleitete Auflösung des Weltmarktes kommt nach Ausschneiden des Londoner Platzes jetzt immer deutlicher zum Ausdruck, zumal die Erzeugerkartelle auf britische Betreiben hin im wesentlichen zur Wirkungslosigkeit und nahezu völligem Zerfall verurteilt sind. Das Hauptinteresse richtet sich daher gegenwärtig auf den New Yorker Markt. Nach den erhöhten Anschaffungen, die der Oktober-Konjunkturauftrieb in den Vereinigten Staaten mit sich gebracht hat, scheint allerdings letzthin eine gewisse Beruhigung des Geschäfts und eine Minderung der Aufnahmefähigkeit eingetreten zu sein, die selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf die Preisentwicklung bleiben konnte. Sowohl Kupfer als auch Zinn waren nämlich am dortigen Platze auf 12,50 bzw. 52,25 Cents je lb rückläufig, während in London weiter der vorgeschriebene Zinn-Höchstpreis von 230 £ je t galt. Eine Heraufsetzung dieser Notie-

rung ist vorläufig nicht beabsichtigt. Dagegen sollen erhöhte Anführer die Zinn-Verknappung in Britannien mildern. Das geeignete Mittel hierfür hat man vermutlich in der ohne Rücksicht auf die Belange der übrigen Erzeuger vorgenommenen Heraufsetzung der Produktionsquote für das 4. Quartal 1939 von bisher 70 auf 100 Prozent der Standardtonnage gesehen. Des weiteren versucht man, sich durch das Zinn-Ausfuhrverbot in Britannien zu helfen. Im übrigen wurde jetzt schon angekündigt, daß die Quote für das erste Quartal 1940 keinesfalls weniger als 60% der Grundmenge betragen werde. Die Weltzinnvorräte sollen nach Privatschätzungen im Oktober auf 36 959 t gegen 29 981 t im September d. J. gestiegen sein. Die starke Zunahme wird mit erhöhter Lagerbildung in den USA erklärt, wo die Ablieferungen an die Verbraucher mit den Vorratssteigerungen bei weitem nicht Schritt halten konnten. Blei und Zink waren in New York unverändert.

Im internationalen Getreideverkehr unterlag die Preisbewegung für Weizen nur kleinen Schwankungen. Die Notierungen lauteten schließlich aber allgemein etwas höher, obgleich die Weltversorgungslage nach wie vor überaus reichlich ist und die Exportumsätze der Ueberschußländer keinen allzu großen Umfang annehmen. Die leichte Erholung war wohl im wesentlichen dem Einfluß der Wettermeldungen aus den USA, den amerikanischen Privatschätzungen und dem zeitweise leicht belebten Auslandsbedarf zuzuschreiben. An den Baumwollmärkten war die Preisgestaltung ausgesprochen uneinheitlich. Giza konnte sich in Liverpool behaupten, während die Preise in New York eher nachgaben. Als Grund hierfür verwies man darauf, daß die Beratungen über das USA-Belieferungsprogramm noch nicht abgeschlossen seien und die Haltung des Allgemeinen Amtes für das Rechnungswesen gegenüber den erforderlichen Maßnahmen zur Zurückhaltung mahne. Selbst die Meldungen über eine Belebung des Textilgeschäfts und größere Umsätze im Rahmen des Subventionsprogramms, vermochten den Preisen demgegenüber keine nachhaltige Stütze zu bieten. Nach Mitteilung des USA-Landwirtschaftsministeriums wurden im Rahmen des Exportsubsidienprogramms bis zum 31. Oktober d. J. 3 356 000 Ballen Baumwolle an den Auslandsmärkten abgesetzt. Kautschuk lag sowohl in London als auch in New York weiter fest. Hierfür waren in der Hauptsache der anhaltende Bedarf der USA-Industrie und das Bestreben der britischen Regierung, die für die Rohstoffaustauschabkommen erforderlichen Warenmengen zu erwerben, maßgebend. In letzter Zeit sollen allerdings die Käufe in London noch recht knapp sein. Man greift für das Tauschgeschäft mit den USA daher bereits auf Abschlüsse per April/Juni vor, wodurch sich die Abwicklung der Transaktion um ungefähr ein halbes Jahr verzögern dürfte. Von Kolonialwaren war Kaffee kaum stetig, Kakao schwächer, Zucker eher erholt.

Aussenhandel und Notenumlauf

Auswirkungen des Krieges in den einzelnen Ländern

Eine der wenigen noch funktionierenden Abteilungen der ehemaligen Genfer Liga ist die wirtschaftsstatistische Abteilung, die jetzt eine Uebersicht über Geld, Notenumlauf und Außenhandel wichtiger Länder im Kriege veröffentlicht hat.

Bezüglich des Außenhandels einzelner Länder wird festgestellt, daß die Vereinigten Staaten im ersten Kriegesmonat wieder eine starke Steigerung der Ausfuhr zu verzeichnen haben, und zwar um 13 v. H. Ebenso hat sich die Ausfuhr Japans um 3 v. H. und Argentiniens um 7 v. H. erhöht. Den stärksten Rückgang der Ausfuhr verzeichnete im ersten Kriegesmonat die Schweiz mit 54 v. H. Die englische Ausfuhr verminderte sich wertmäßig um 27 v. H., wobei die letzte Pfundabwertung noch nicht berücksichtigt ist.

Wie sehr die neutralen Staaten von den Kriegshandlungen in Mitleidenschaft gezogen werden, zeigt eine Uebersicht über die Großhandelspreise. Die Kennziffer der Großhandelspreise erhöhte sich in Belgien um 19 v. H., in Indien um 15, in Dänemark um 14, in der Schweiz um 9, in Holland und Schweden um 7 v. H.

Gleichzeitig stieg auch in zahlreichen wichtigen Ländern der Notenumlauf um ein erhebliches. An der Spitze marschiert in dieser Beziehung die Türkei, wo der Banknotenumlauf um 26 v. H. vergrößert wurde. Es folgen Estland mit 22 v. H., Schweden, Jugoslawien und Kanada mit 12 bis 15 v. H., Dänemark, Norwegen und Ungarn mit 4 bis 6 v. H., England mit 2 und Frankreich mit 1,5 v. H., während der Banknotenumlauf Deutschlands fast unverändert blieb.

Bemerkenswert ist, daß sich der Goldvorrat der Vereinigten Staaten in den letzten fünf Jahren verdoppelt hat und nimmehr 10 Milliarden Dollar alter Parität beträgt. Während die Vereinigten Staaten im August für 241 Millionen Dollar Gold ins Land eingelassen hatten, betrug die Goldeinfuhr im ersten Kriegesmonat „nur noch“ 164 Millionen Dollar.

Keine Wolle für den Bundesgenossen

Die französischen Soldaten frieren

Nachdem die ersten Klagen der französischen Heeresleitung über eine ungenügende Versorgung des Heeres mit warmen Wollsachen in Paris eingelaufen

waren, wollte die Regierung die eigene Wollindustrie mit der Herstellung der nötigen Waren und Decken beauftragen, hatte jedoch wenig Erfolg damit, da die französische Wollindustrie nicht mehr über Rohstoffe verfügt. Auch Anfragen an die amerikanische Wollindustrie blieben ergebnislos, da es in Amerika gleichfalls an Wolle mangelt, nachdem bekanntlich England die gesamte australische und neuseeländische Wolle aufgekauft hat. In Frankreich haben diese fruchtlosen Bemühungen um die Beschaffung von Wolle starkes Befremden ausgelöst, und man wendet sich offen gegen England, das seinen eigenen Bundesgenossen nicht genügend versorgt. Eine französische Zeitung versuchte, das Verhalten der Engländer öffentlich zu kritisieren, der betreffende Aufsatz fiel jedoch zur Gänze dem Rotstift des Zensors zum Opfer. Lediglich der Titel blieb stehen: „Les requisitions et le blocage des Laines“.

Bulgarien gibt Getreide für Zucker

Im bulgarischen Staatsanzeiger ist ein Beschluß des Ministerrats veröffentlicht, wodurch die Staatliche Direktion für den Ankauf und die Ausfuhr von Getreide das Recht erhält, 10 Mill. kg Würfelzucker im Ausland anzukaufen. Nach vorläufigen Schätzungen des diesjährigen Zuckerertrages hat sich erwiesen, daß er den Bedürfnissen des Landes nicht genügen wird. Deshalb ist eine Kommission ernannt worden, die die Angebote prüfen soll. Eine Ausschreibung soll nicht stattfinden. Nach Möglichkeit soll die Lieferung aus Ländern erfolgen, mit denen die Bezahlung im Kompensationswege oder durch Clearing durchgeführt werden kann. Die Zuckereinfuhr wird von jeder Art von Zoll und Abgaben befreit.

Verlag und Druck:

Verlagsgesellschaft „Libertas“ G. m. b. H., Sodg 1, Petrikauer Straße Nr. 86.

Schriftleitung: Hauptschriftleiter: Heinrich Walter; Stellvertreter: Adolf Kargel.

Verantwortlich für Politik: I. B. Heinrich Walter; für Lokales und Kulturelles: Adolf Kargel; für Unterhaltung, Sport und Beslagen: Emil Nasarst; für Wirtschaft: Horst Martgraf.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Ella Finte.

Er kommt!

Der Hauptmann will zu seinen Leuten

Bei Waplik, in der Tannenbergschlacht, unten im Hälental, standen die Grenadiere. Auf der Höhe oben, tief verschanzt und gut gesichert, lagen die Russen. Ihre Maschinengewehre stießen die Todeskrallen in die Reihen der Preußen, die wütend und verwegen vorstürmten. Mit gezogenem Degen, seiner Kompanie voran: Der Hauptmann. Schreiend: „Drauf! Was fällt, fällt!“ Viele blieben liegen, von der eisernen Kugel russischer Gewehre ins Herz gestochen, andere blutend und schrien, von der Kralle gestochen und gemüht. Andere sprangen hoch, rannten weiter, erreichten die Höhe und schlugen die Russen in die Flucht. Am Abend war über die Hälfte der Grenadiere gefallen. Unter ihnen, das Bein von einem Querschläger zerschmettert und mit einem Lungenstich: der Hauptmann. Ueber und über mit Blut besudelt. Sein Blut hatte sich mit dem Blute gefallener Grenadiere gemischt.

Die gefallenen Grenadiere kamen in ein Massengrab, jenseits der Chaussee. Die Verwundeten wurden abgeschleppt: Ins schwer mitgenommene Hosenstein. Als der Hauptmann zu sich kam, fiel er und bettelte: „Ich will zu meinen Grenadieren!“ — Und

immer dieser eine Satz, als ob er in diesem Satz Heilung und Hoffnung fand: „Ich will zu meinen Grenadieren!“ So ging das Tag um Tag. Sein Zustand blieb immer derselbe. Der Tod hatte ihn an der Gurgel, ließ die Knocherne, gepfensterdürre Hand manchmal lockerer, dann brühte er wieder zu. Nach acht Tagen, in einer Abendstunde, schrie der Hauptmann wie einen schneidenden, harten Befehl: „Ich will zu meinen Grenadieren!“ — Dann fiel er zurück und war tot.

Draußen regnete und stürmte es. Man holte einen alten Leiterwagen, daran noch Kornhalme hingen, und stellte den rohgezimmerten Kasten darauf. Voran ging ein Trommler von den Grenadieren, der einen leichten Kopfschuss hatte und bald wieder gesund schien. Er trug noch seinen durchbluteten Kopfverband. Die Trommel hatte er vorgebunden. Das Pferd zog langsam, schleppend und zuckelnd. Die Kuhre rumpelte grau, wie verloren, dahin. Voran der Trommler, ratternd, knatternd tanzten die Stöße auf dem Kalbsfell.

Es regnete und regnete. Der Wind fuhr peitschend und sprühend in den Regen. Das fahle Mondlicht lag kalt auf dem nachglänzenden Sarge des Hauptmanns. Und die Trommel polsterte. Langsam ging's den Waplik Höhen zu. Die Wagenräder rumpelten, die Pferdehufe klapperten.

Die Grenadiere im Grabe lauschten, witterten und flüsterter sich zu: „Er kommt!“ Immer näher, immer deutlicher knatterte die Trommel. Durch das Grab der Grenadiere ging ein Murren und Rufen: „Er kommt!“ Als hätte sich der Hauptmann verspätet zum großen Appell, so Klang das.

Und nun wurde das Grab von Spaten aufgerissen. Es war ganz still im Grabe, so still wie damals, als der Hauptmann an der geschulterten Front vorüberritt. Und nun wirbelte und wirbelte und wirbelte die Trommel. Der Hauptmann wurde hinuntergelassen, auf seine toten Grenadiere.

Der Wind winselte, piffte und heulte. Es war, als ob die da unten mit Hurra ihren Führer begrüßten. Dumpf und schwer schlugen die Schollen das Grab wieder zu. Nun war er wieder bei seinen Grenadieren.

Max Jungnickel

Die Todesursache

Ein übel berüchtigter Minister Ludwis XV. erklärte in einer Rede: „Ich hülle mich in meine Tugend.“

Als er kurz darauf starb, sagte Voltaire: „Das kommt davon, wenn man zu leicht gekleidet geht!“



Am 8. d. M. verschied in Warschau infolge einer schweren Kriegsverletzung mein innigstgeliebter Gatte, treuherziger Vater, unser teurer Sohn, Bruder, Schwager, Onkel und Neffe

Kurt Werner

im Alter von 42 Jahren. Die Beisetzung unseres lieben Heimgegangenen findet morgen, Dienstag, den 14. November, um 12,30 Uhr nachmittags vom Bethause der Michaels-Gemeinde in Radogoszcz aus auf dem dortigen evangelischen Friedhofe statt.

In tiefer Trauer: **Die Hinterbliebenen.**

Nachruf

Am 8. November verschied in Warschau an den Folgen schwerster Kriegsverletzungen unser langjähriger Prokurist

Kurt Werner

Wir verlieren in dem Verstorbenen einen treuen Freund und unermüdblichen Mitarbeiter sowie uneigennütigen Kollegen mit edlen Charaktereigenschaften, dem wir ein unvergängliches Andenken bewahren werden.

Die Verwaltung und Beamten der Lodzger Hutfabrik vorm. Hermann Schlee, Akt.-Ges.

Christian Wutke

Inh. A. WUTKE

Lodz, Petrikauer Str. 157 Filiale: Petrikauer Str. 307

empfehlte in größter Auswahl:

- Anzugstoffe
 - Paletostoffe
 - Reiseplaids
 - Umschlagtücher
 - Wolldecken
- Segründet 1875
- Engros — Detail

Trinitatis-Frauenverein
Heute, Montag, fällt die Vereinsstunde aus.

Polksdeutscher, Schildermaler, Alexander Cherednikow, Lodz, Marszalkowskistr. 6, in der Radogoszczstrasse. 4721

Deutsche Radiowerkstatt, Lodz, Petrikauer Str. 110. Bestehtes Unternehmen am Plage. Reparatur aller Industrie- und Wassergeräte. Antennenanlagen. 4385

Kopfschmerzen Unbehagen Nervenschmerzen

Nehmen Sie das allbewährte Citrovaniol! Bekannt durch seine rasche, energieke Wirkung, deshalb bevorzugt in Apotheken in handlicher Pulver-Obolaten-Pckg. RM.—96. Verlangen Sie ausdrücklich: **CITROVANILLE**

Möbl. Zimmer in deutschem Hause zu vermieten. Danziger Strasse 87, B. 1. 4704

Gute Toiletteleifen
empfehlte die Fabrik feiner Toiletteleifen Hugo Gützel. Verkaufsladen: Lodz, Petrikauer Str. 145.

Stenotypistin erbittet Anstellung. Jung, katholisch, perfekte deutsche, polnische Stenographie, höhere Handelsbildung. Gefl. Angebote: „Johanna“, Anzeigenexpedition Pietraszki, Warschau, Marszalkowskistr. 115.

Autoscheiben in jeder Größe liefert die deutsche Glaschleiferei Oskar Rablert, Lodz, Walczanska 109, Tel. 210-08. 3896

Kauft nur bei Firmen, die in der „Lodzger Zeitung“ inserieren.

Wir stellen
3-4 Volksdeutsche
als
Bezieherwerber

ein. Gutes Einkommen. Angestelltenverhältnis. Persönliche Vorstellung vormittags 9-11 Uhr.

„Deutsche Lodzger Zeitung“
Vertriebsabteilung

Pelze

Die modernsten Damen- und Herrenpelze, Zakopaner Damen- u. Kinderpelze, sowie jeglicher Art Pelzwaren zu haben im deutschen Pelzwaren-Geschäft Robert Glas, Petrikauer 99, im Hofe, Parterre. 4321

Gebrauchte Schlauchpumpschine, in gutem Zustande, gesucht. Domborczykowskistr. 17. 4677

Dreiviertel langer Fostmantel, neu, preiswert zu verkaufen. Radke, Nawroscz. 52. 4580

Spiegel- und Schreibwarengeschäft, eingeführt seit 30 Jahren, Radogoszczstrasse 20, mit oder ohne Waren sofort abzugeben.

Wir kaufen jegliche Anzahl gebrauchter Bierflaschen, 0,5 l. Zu melden: Brauerei, Domborczykowskistr. 34/36. 4717

Reisefreibmaschine, gebraucht, zu kaufen gesucht. Off. unter Nr. 130 an die D. L. S.

Wer inseriert hat allmal die größte Kundenanzahl!